## Werk

**Titel:** Das Impressionistische bei Goethe (Sprachliche Streifzüge durch Goethes Lyrik)

**Autor:** Carlowitz, Ric von

**Ort:** Weimar

**Jahr:** 1916

**PURL:** https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503542318_0003|log9


## Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

# Das Impreſſioniſtiſche bei Goethe

(Sprachliche Streifzüge durch Goethes Lyrik)

Von Ric von Carlowitz

Wenn wir Goethes Sprache im Zuſammenhang überblicken, ſo können wir darin zwei große, ſcheinbar widerſtreitende Grundabſichten unterſcheiden. Die eine greift zurück auf die geſchichtlichen Quellen der deutſchen Sprache, die andere weiſt vorwärts in das Neuland moderner Sprachkultur. Mit dieſem doppelten Geſicht, nach Vergangenheit und Zukunft gleich gerichtet, ragt die Sprache Goethes wie eine Herme des römiſchen Grenzgottes in der Geſchichte des deutſchen Schrifttums. Sie rafft noch einmal alle jugendliche Kraft und Farbenpracht des Mittelalters zuſammen, wie etwa Hans Sachs und das Volkslied ſie verkörpern, und erſchafft andererſeits in vorauseilendem Formendrang die Richtlinien unſerer lebendigſten Kunſtgegenwart. Dieſe neuere Wortkunſt, die in bewußter Weiſe von dem „Neutöner" Liliencron und Dehmel in Angriff genommen wurde, hat man mit dem Impreſſionismus in Parallele geſetzt, der, in der Malerei um die Mitte vorigen Jahrhunderts aufgekommen, bis heute ihr fruchtbarſter Begriff geblieben iſt. Wenn wir darum die Ewigkeitsſpuren verfolgen wollen, die Goethe für die Entwicklung der Sprache hinterlaſſen hat, werden wir das Impreſſioniſtiſche bei Goethe nachzuweiſen haben. In ihm dürfen wir zugleich hoffen, die höhere Einheit für den ſcheinbaren Zwieſpalt ſeiner Sprache zu finden. Denn was uns hier geſchichtlich als die doppelte Anknüpfung an eine

urwüchsige Vergangenheit und eine verfeinerte Zukunft erſcheint, geht doch im Grunde nur auf den uralten Dualismus der beiden Angelpunkte Natur und Kunſt zurück, den jedes Genie eben durch das Neue, Vorwärtsweiſende ſeiner Kunſt zu neuer Verſöhnung bringt.

Bei der Breite des Goetheſchen Werkes ſcheint es angezeigt, die Unterſuchung auf das Sprachgut eines beſtimmten Gebietes zu beſchränken. Wir werden dazu am beſten ſeine Lyrik heranziehen. Einmal hat ſich hier das vielſeitige Genie Goethes am reinſten und man darf wohl ſagen: ſchönſten ausgeſprochen. Dann iſt gerade die Lyrik, die als Stimmungskunſt auf intimſte Wirkung ausgeht, der gegebene Ort für die Anwendung einer bewußten Wortkunſt. Innerhalb dieſes Gebietes werden wir uns wieder an die übliche Auswahl der Goetheausgaben halten, wie ſie jedermann zugänglich iſt.

Zunächſt fühlen wir die Verpflichtung, uns für die Übertragung des „Impreſſionismus" vom Maleriſchen ins Poetiſche zu verantworten. Aber was war Impreſſionismus? Es war nichts anderes als ein neuer Weg zu dem alten Ziel: „Zurück zur Natur!" Und weil nun alle Kunſt, nach Dürers ſchönem Wort, „in der Natur ſteckt", ſo konnte und mußte auch dieſer neue Weg auf alle anderen Kunſtgebiete übertragen werden. Oder vielmehr, er hatte ſich bereits überall in der geſamten Kunſtauffaſſung angebahnt, ehe er in der Malerei zu jener beſonderen Ausbildung gelangte, die ihm den Namen verſchaffte. Dieſer Impreſſionismus, als der Inbegriff der neueren Kunſt überhaupt, ſchiebt noch einmal von Grund aus den ganzen Wuſt von Vorurteilen in der konventionellen Naturbetrachtung beiſeite, um die Natur in möglichſter Naivität auf ſich wirken zu laſſen. Von dem Erleben des Gegenſtandes, nicht von dem Wiſſen darum geht er aus, um zu ſeinem ſubjek-

tiven Eindruck (Impreſſion), nicht ſeinem objektiven Ausſehen zu gelangen. Der Impreſſionismus iſt mit einem Wort: angewandte Pſychologie. Es genügt, darauf hinzuweiſen, daß dieſe Kunſtrichtung mit Kants transzendentalem Idealismus aufs innigſte zuſammenhängt und im tiefſten Sinne erſt durch ſeine Revolution der Geiſter möglich — und nötig wurde. Der philoſophiſche Gehalt einer Zeit findet eben ſeinen Weg auch in Köpfe, die es entrüſtet von ſich weiſen würden, philoſophiſch angekränkelt zu ſein. Wie das kantiſche „Ding" von innen her, in ſeinem „An ſich", ewig unerreichbar bleibt, ſo hat auch für den Impreſſioniſten der Gegenſtand nur Oberfläche, deren Form er mit äußerſter Schmiegſamkeit der Auffaſſung von allen Seiten und mit allen Sinnen abtaſtet. Von der Inkongruenz jeder Anſchauung durchdrungen, verzichtet er deshalb grundſätzlich auf das konſervative Dogma von der Einheit der Anſchauung, indem er ſeinen Gegenſtand in viele und oft heterogene Einzeleindrücke auflöſt, deren Syntheſe der nachſchaffenden Phantaſie überlaſſen bleibt. Er kann das tun, weil er dafür um ſo ſtärker die Einheit des Angeſchauten, d. h. die Zuſammenwirkung der vielen erlebten Objekte in dem einen erlebenden Subjekt, betont, indem er für jeden Augenblick nur einen geſchloſſenen Geſamteindruck kennt, dem alle Einzeleindrücke untergeordnet ſind. Sein Bild hat nicht Gegenſtände, ſondern einen Gegenſtand, d. h. er ſtellt nicht ein Nebeneinander zuſammen, um es ins Einzelne auszubreiten, ſondern er zerſtreut ein Miteinander, um es zum Ganzen zurückzuführen. Indem ſo jedes Element am andern hängt, weil ſie alle nur in und durch das Ganze geſehen ſind, geſtatten ſie dem Kunſtgenießer jenes ſchnelle Durchlaufen des räumlichen oder zeitlichen Nebeneinander im Kunſtwerk, das nötig iſt, um vom Einzelnen ins Ganze hinaufzuſteigen, aus dem

umgekehrt der Künſtler erſt ins Einzelne herabgeſtiegen war. Auch hier können wir nur eben andeuten, daß dieſe dreiſtufige Kunſtentwicklung vom Geſamterlebnis über ſeine ſinnlichen Elemente zur Einheit des Bildes zurück ein genaues Gegenſtück darſtellt zu der Fichte-Schellingſchen Dreiheit von Setzung—Entgegenſetzung—Ineinsſetzung, die dort als Erkenntniskreis zugleich den Weltprozeß umſpannt.

Diejenigen Künſte, die, wie Malerei und Muſik, unmittelbar zu den Sinnen ſprechen und deshalb nur auf ein Anſchauungsorgan (Auge oder Ohr) angewieſen ſind, können naturgemäß nur innerhalb ihres Sinnesgebietes dieſe pſychologiſche Analyſe der Einzeleindrücke vornehmen. Dagegen iſt die Poeſie, die erſt mittelbar durch die Sprache wirkt, aber dafür die ganze Klaviatur unſerer Sinnesanſchauung beherrſcht, in der Lage, die pſychologiſche Totalität eines Eindrucks aus ſeinen geſamten Elementen aufzubauen. So begreift ſie in gewiſſem Sinne (nämlich eingeſchränkt durch die beſonderen Bedingungen der Sprachvermittlung) alle anderen Künſte unter ſich.

Nicht ohne Bedeutung wird es von dieſem Geſichtspunkte aus, daß Goethe, mit dem wir die Entwicklung dieſes allgemeinen Impreſſionismus beginnen, noch bis in die Zeiten ſeiner anerkannten Dichtergröße ſich zum Maler berufen glaubte und deshalb die ausübende Beſchäftigung mit der bildenden Kunſt kaum, die kritiſche nie aufgegeben hat. Wenn wir uns danach umſehen, wo ſein „Zeichnergeiſt, den jeder Reiz bis zum Entzücken reißt", in ſeiner Poeſie zum Durchbruch kommt, ſo iſt zuerſt auffallend gegenüber Liliencrons Neuton die Einfachheit ſeines Farbenkreiſes und nicht minder die Sparſamkeit ſeiner Verwendung. Auffallend umſomehr, als Goethe bekanntlich durch Jahre hindurch ein intenſives Farbenſtudium getrieben hat, das

ihn bis zur leidenſchaftlichen Bekämpfung der Newtonſchen Farbenlehre führte. Wir wollen deshalb die ganze Farbenpalette Goethes mit möglichſt allen Anwendungsfällen geben.

Weiß iſt: der erſte „heilige Dreikönig“ (von der Haut), „Hand“, „Buſen“, „Nacken“, „Kleider“, „Gewand“, „arkadiſche Hülle“, „Tücher“, „Schleier“, „Hemden“, „Tauben“, „Gänſe“, „Lilien“, „Feigen“, „Brot“, „Wand“, „Marmor“, „Schnee“ (auch: „Flockenſcharen“, davon abgeleitet: „Nieder wie Schnee“). „Weiß und klar“ iſt die Müllerin, weniger glücklich erſcheint „eines holden Angeſichts Phosphorglanz“. „Schwarz auf weiß“ leitet uns bereits zu dieſer Gegenfarbe über.

Schwarz iſt: der dritte „heilige Dreikönig“, „Bauer“, „Weib“ (Zigeunerin), „Mädchen“, „Haar“, „Augen“ (auch das „Schelmenaug'“ und ſeine „Braue“), „Flor“, „Katz'“, „Gaul“, „Fels“, „Baſalt“, „Nacht“, „hundert Augen der Finſternis“ (noch voller: „ſchwarzvertiefte Finſterniſſe“), „Grüfte“, „Höllenſumpf“. „Schwarz wie Kreuze“ endlich erſcheint es in den „allerſchönſten Farbenſpielen“ der entoptiſchen Farben.

Grau ſind: „Haare“ (auch „ergraut“; vgl. übrigens „Silber“), „Anzug“, „Gänſe“. Beſonders aber dient Grau zur Bezeichnung des trüben Wetters: Kaum „grauet der Tag“ oder „der Dämmerſchein“, ſo leitet „ein grauer, trüber Morgen“ den „graulichen Tag“ ein, der in „grauen Regenſtunden“ dahinſchleicht. Durch „das kalte Grau“ des Nebels, der wie „ein graugrundiertes Tuch geſpannt“ iſt, erblickt man kaum „die dumpfe graue Ferne“, und ſteigt man vollends auf den „ſchroffen grauen Felſenweg“, ſo liegt unter uns „farb- und geſtaltlos die Welt“. Aus dieſer Gefühlswelt heraus erklärt ſich das „graugeſtrickte Netz“ des Zweifels ebenſo wie der „graue Ekel“ der Spinnweben.

Eine feinere Nuance bringen nur die „ſilbergrauen“ beſchneiten Gipfel.

Braun iſt: der zweite „heilige Dreikönig“, „Mädel“ (auch „bräunliches Mädchen“, „die Braune“), „Hexe“, „Haare“ (auch: das Haar „färbt ſich aus dem Blonden ins Braune“), „Braten“, „Bergeshaupt“.

Gelb werden einmal „Hüte“ erwähnt, ein andermal „gelblicher Hut“. Auch „die Blonde“, „die Falbe“ und das „dem Flachſe gleiche Haar“ gehört hierher. „Falb“ iſt ſonſt noch das „Herbſtlaub“, und einmal wird ein falbes Pferd altertümlich „Falke“ genannt.

Blau iſt: „Auge“, „Umſchlag“, „Blümchen“, „Berge“, „Äther“, „Sonnenbahn“, „Raum“ (auch: „das Blau“, „das Blaue“, „der blauere Himmel“, „die blauliche Friſche“ oder „die blaue Trübe“). Noch kräftiger erſcheint „des Meeres herrliches Blau“. „Herrlich blau“ ſind auch die Berge in der Ferne, ebenſo von weitem „bald rot und blau, bald blau und grün“ der Schmetterling, der in der Nähe doch nur ein „traurig dunkles Blau“ aufweiſt. „Pfauenaugen“ gehören endlich ebenfalls zu den Erſcheinungen der entoptiſchen Farbenverſuche. „Gebläut“ iſt gar der raufluſtige Ritter.

Einen breiteren Raum nimmt natürlich Grün ein. So werden bezeichnet: „Gelände“, „Boden“, „Ort“, „Au“, „Wald“ (auch „Schattenwälder“), „Schimmer der Wieſen“, „Haus“ (für Laube), „Reis“, „Überkleid der Roſe“, „Flor der Bäume“. Genauer beſtimmt erſcheint der „immergrüne Hain“ (Ilmenau) oder die „lichtgrünen Blätter“. Allgemein heißt es wohl auch „des Raſens Grün“, „das junge Grün“, „reines Grün“, „des Grünen blühende Kraft“ oder „im Grünen blühts“. „Laub“, „Hälmchen“, „Ceder“, „Berg und Tal“ „grünen“, davon abgeleitet treten auf „grünender Platz“, „das grünende Laub“

und „grünendes Wachstum". „Wintergrün" heißt der Lorbeer.

Rot (wovon auch „röten" und „erröten" gebildet werden) iſt: „Mund" (dieſer auch: „blaß") und „Röslein" (vgl. auch: „Roſen glühen"). „Geſund und rot" ſoll der Menſch ſein, ſowie der Apfel mit „rotbäckigen Wangen" „rot und luſtig" am Zweige hängt. „Rotſtrumpf und Violettſtrumpf" gehören zum römiſchen Straßenbild, während es in Venedig „rotbemäntelte Fröſche" gibt. „Rötlich" iſt das „Auge" der Tauben, ſowie das „Fingerchen" Amors. „Scharlachkleider", „hochrote Seide" oder „Purpurſeide", „Purpurſäume" wollener Decken und „roſenrotes Band" ſind bereits Ausſtattungsſtücke einer geſteigerten Farbenfreudigkeit. Auch die Himmelserſcheinungen gewinnen hier an charakteriſtiſcher Behandlung, mag nun „blutrot ein Komet rutengleich durch Sterne ſtehen", mag ein „roſenfarbes Frühlingswetter" aufziehen oder eine überirdiſche Luftgeſtalt mit „roſigem Strahl" durch „Purpurgewölk" leuchten. „Morgenrötlich" umtanzen uns die Träume, während abends die „rötlich ſcheidende Sonne" ihren „Purpur" ausgießt. Derſelbe „Purpur" gehört auch der Roſe zu und nicht anders als der „Purpurwein" fließt „purpurn" das Blut. Indem Goethe dieſe zwangsläufige Aſſoziation mit der anderen ebenſo gangbaren Ideenverbindung von Blut und Wärme verquickt, die in der Liebe zu „ſüßer Flamme" ausſchlägt, gelangt er in den eigenſinnigen ‚Chineſiſch-Deutſchen Jahres- und Tageszeiten' zu dem geradezu futuriſtiſchen Bilde: „Aus dem Mittelherzen leuchtet rotgeſäumt die Glut der Neigung". Wenn hier über das Mittelglied: Blut hinweg das Unſinnliche („Neigung") nicht nur in die nächſtliegende ſinnliche Empfindung („Glut"), ſondern dieſe wieder in die übernächſte („rotgeſäumt") überſetzt erſcheint, ſo haben wir darin ein

typiſches Beiſpiel für die impreſſioniſtiſche Aufhebung der Anſchauungseinheit. Über dieſe weitſpannige Ideenverknüpfung werden wir ſpäter noch ein Näheres ausführen.

Dieſe reichere Nuancierung der roten Töne wird noch ergänzt durch Umſchreibungen wie: „dunkel blutgefärbter Wein" oder „feuerfarbener Drache". „Schöngefärbte Wangen" hat das Mädchen, auch wenn ſie nicht „gemalte" ſind oder „das hoffende Geſicht vom Morgenſtrahl geſchminkt" erſcheint.

Wenn damit die Grundfarben erſchöpft ſind, ſo können ſie ganz wie in der Malerei durch Miſchung vervielfältigt werden. Am einfachſten geſchieht das in Bunt. So werden genannt: „Wangen" (in dem Sinne wie oben), „Taube" (als Spielzeug), „Fittich", „Gefieder", „Ding" (für Schmetterling), „Blumen", „Blumenkelche", „Kieſel", „chineſiſches Dach" (auch ſeine „bunte Vergoldung"), „Reihe", „Geſellſchaft", „Hauf", „Gewühl", „Gewimmel". „Der bunte Trug" heißt der Regenbogen. Reicher ſieht ſchon die „bunt geblümte" Wieſe aus. „Barbariſch bunt" tritt eine Mundart auf, „kunterbunt" die Wirtſchaft der närriſchen Welt und gar „überbunt" die Pracht des Paradieſes.

Ebenſo allgemein: farbig erſcheinen: „Blumen", ihre „Kronen" und ihre „Blätter", oder auch „die Erden" (im Kosmos). „Tauſendfarbig" iſt „Morgen" und „Abend", aber auch Jupiters Schoßkind „die Phantaſie".

Anſchaulicher iſt es ſchon, wenn die Farben einer bunten Miſchung einzeln genannt werden. So heißt es von einem Beet: „Glöckchen weiß wie Schnee, Safran entfaltet gewaltge Glut, Primeln ſtolzieren naſeweis". Oder auf der Wieſe ſchimmert „Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes, alles wie Smaragd und wie Karfunkel". Dabei iſt dieſes unbeſtimmte: „ein Grünes", das

gleichſam wie ein Farbenkler im Bilde ſteht, ganz impreſſioniſtiſch geſehen. Dasſelbe begegnet noch einmal an einer Stelle, für die ſchon die Frageform bedeutſam iſt: „Was iſt Weißes dort am grünen Walde?“

Außer dieſen eigentlichen Farben kommen nun noch Gold und Silber zur Verwendung, Gold vielleicht am ausgiebigſten von allen. Golden ſind: „Haar“, „Spangen“, „Schale“, „Kreuz“, „Kette“, „Laſt“ (dieſer Kette und auch der Früchte), „Spiel“ (für Saitenſpiel), „Fiſche“, „Sand“, „Samen“, „Saat“, „Weizen“, „Zweig“, „Ball“ der „Goldorangen“, „Myrthenhainsdämmerung“, „Ströme“ (myſtiſch), „Strahlen“ der „Abendſonne“ (darum auch „vergoldet vom letzten Sonnenſtrahl“), „Saum“ der Wolken (daher auch „Goldwolken“). Gedämpft erſcheint „der Flammen blaſſes Gold“. In übertragener Bedeutung werden noch golden genannt: „Kinder“, „Gottgeſtalten“ (der Griechen), „Phantaſie“ und die Früchte ihres „Zauberwaldes“, „Märchen“, „Träume“, „Stunde“ der Dichtung und auch der Luſt. Denn „golden ſchön“ iſt die Liebe. In der dichteriſchen Form „gülden“ treten auf: „Gewand“ und „Band“. Zu dieſer prächtigen Ausſtattung gehören weiter: „goldgeſtickte Stiefel“ und ein „vergoldeter Wagen“. „Gold- und Silberfiſchlein“ leiten uns zum Silber über.

„Silbergediegen“ iſt das Greiſenhaar und „ſilbern“ „die Schleier“ der Schönen in den myſtiſchen „Weisſagungen des Bakis‘. In denſelben geheimnisvollen Ton iſt auch der Mondzauber getaucht: Wenn der Nebel um den Mond „mit Silberſchauer ſchwimmt“[1] und „leichte Silberwolken“ oder „Silber-Himmelswolken“ aufziehen, dann glänzt die Landſchaft „als wie durch Silberflor“, und die „Sil-

[1] „ſchwimmen“ in dieſer bildlichen Bedeutung iſt ein Goetheſcher Lieblingsausdruck, vgl. „Dämmrung ſchwimmt um ihre runden Glieder“, „ſchwimmend ruhig atmen“.

berblätter" entfalten ihren „Silberglanz". Beſonders aber vertritt Silber die Waſſerfarbe: „Silberhell" iſt die Quelle, die darum auch gleich als „helle Silberquelle" oder „Silberquell" auftritt, um „ſilberprangend" zum Strome anzuwachſen, der ſchließlich in „des Waſſers Silberfall" zerſtäubt.

In gleicher Anwendung wird kriſtallen gebraucht für „Waſſer" und „Schloß" (Luftſchloß). Oder es leuchtet der Mond „durch das gläſerne Gegitter" ſeiner Wolken.

Der Umfang dieſer Aufzählung möchte unſere vorangegangene Behauptung Lügen ſtrafen, daß es Goethe an den „Farben ſeiner Erfindungen" fehlte. Man muß aber erſtens bedenken, daß die herausgezogenen Stellen über einen Raum von ungefähr 80 000 Wörtern verſtreut ſind; zweitens — und das iſt noch bedeutſamer — ſind von den angeführten Tönen fünf keine „Farben" im optiſchen Sinne: Schwarz—Grau—Weiß und Gold—Silber. Gerade ihre verhältnismäßig reiche Verwendung bedeutet darum eher einen Verzicht auf Farbigkeit. Es ſind gewiſſermaßen zwei Lichtſkalas, die, außerhalb der optiſchen Dimenſion liegend, neben ihrem auchfarbigen Wert einen ausgeſprochenen Gefühlsakzent tragen, was ſich in ihrer vorwiegend übertragenen Anwendung ausſpricht. Darin unterſcheidet ſich eben der Klaſſiker Goethe doch von dem Modernen Liliencron, daß es ihm nicht ſo ſehr um die objektive Treue der Farbenbeſtimmung zu tun iſt, als vielmehr um die Gefühlswerte, die ſich daran knüpfen. So durchlaufen wir in Schwarz—Grau—Weiß alle Stufen vom Dämoniſch—Finſteren über das Zweifelhaft—Trübe ins Freundlich—Lichte. Gold iſt das ſchlechthin Prächtige, das lachende Glück, während Silber etwa das „Bild der Zärtlichkeit in Trauer" verkörpert, wie es von Luna heißt. Weiter müſſen wir neben dem Vorhandenen auch auf das Fehlende der Goethe-

ſchen Farbenſkala achten. Da zeigt ſich vor allem ein charakteriſtiſcher Mangel an Violett, das — in der Natur — tatſächlich eine Entdeckung der Moderne darſtellt. Darum hat Goethe überall da, wo Liliencron in violetten Tinten geſchwelgt hätte, das einfache Grau, wie es auch die zeitgenöſſiſchen Landſchaftsbilder nicht anders kannten. Und noch eins iſt bedeutſam. Die Liliencronſche Farbenmiſchung, in der divergente Töne zu einer höheren Einheit zuſammengeſchweißt ſind, kommt bei Goethe nicht vor, wenn man nicht die angeführte „bunte Vergoldung" dazu rechnen will. Bei ihm behaupten die Farbenwerte, auch wo ſie gehäuft ſind, immer ihre farbige Selbſtändigkeit, während ſie für den Impreſſioniſten keine eigene Bedeutung haben, ſondern nur in- und miteinander wirken. Soviel ich ſehe, kann hierfür aus dem ganzen Werk Goethes höchſtens die bekannte Stelle aus ‚Fauſt' angezogen werden: „Grau, teurer Freund, iſt alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum". Es iſt aber bezeichnend, daß hier wieder Gold im Spiele iſt, deſſen Farbenwert weniger durch das gegenſätzliche „Grün" als durch ſeinen eigenen Gefühlswert aufgehoben erſcheint.

Wenn ſo im eigentlich Maleriſchen die Goetheſche Sprache nur Anſätze zum Impreſſionismus zeigt und naturgemäß nur zeigen kann, ſo iſt damit ſein Wirkungskreis noch nicht erſchöpft. Denn er iſt ja nicht an einen beſtimmten Inhalt (eben das eigentlich Maleriſche) gebunden, ſondern wir verſtanden darunter eine beſtimmte Form für alle Kunſtinhalte. Das große Gebiet der Worte, die einen ganz unanſchaulichen Inhalt tragen, iſt ſehr wohl einer impreſſioniſtiſchen Behandlung zugänglich. Man braucht ſie nur ſo anzuwenden, *als ob* ſie anſchaulich wären, d. h. man muß ſie derſelben Zerſtreuung in Elemente und Verſchmelzung zur Einheit unterwerfen, wie ſie für die op-

tiſchen Elemente im impreſſioniſtiſchen Bilde charakteriſtiſch iſt.

Was die Zerſtreuung in Elemente betrifft, ſo ſcheint das nur auf einen glücklichen Griff in den vorhandenen Wortſchatz hinauszulaufen, da ja die Elemente der Sprache eben Worte ſind. Aber nicht alle Worte ſind Elemente. Sie ſind es nur urſprünglich, gleichſam für den Augenblick ihrer Empfängnis. Das iſt eben der grundlegende Unterſchied der Poeſie von allen anderen Künſten, daß ſie es mit einem lebendigen Material zu tun hat, das den Veränderungen alles Lebendigen ausgeſetzt iſt. Im Laufe der Zeiten, ja mit dem Eintritt ins Leben und ſeine unentrinnbare Wechſelbedingung, verlieren die Worte ihre elementare Eigenſchaft mehr und mehr, d. h. ihre Bedeutung verflüchtigt ſich aus einem einfachen, knappen Umriß zu einer nebelhaften Sinnformel, die, wie Wolken ſich anziehen, zu ſteter Anknüpfung an Verwandtes neigt[1]. Deshalb iſt es gerade das Beſtreben des impreſſioniſtiſchen Dichters, dieſe Wortnebel, oder mit Goethe geſprochen: „ohngefähren Worte", wieder auf ihren elementaren Kern zurückzuführen, indem er ſie gewaltſam aus ihrer ganzen bekannten Umgebung losreißt. D. h. er muß „Neutöner" ſein, und die äußere Form der Worte ſoweit verändern, daß wir ſie als etwas ganz Neues empfinden, zu deſſen Verſtändnis wir erſt auf ſeine elementare Bedeutung zurückgehen müſſen.

Dieſe impreſſioniſtiſche Auffriſchung verblaßter Worte hat Goethe in weitem Umfang betrieben. Es zeugt alſo von wenig Verſtändnis, ihm das Dunkle, Geſuchte ſeiner Wortbildung als Dichtergrille auszulegen, da gerade

[1] Über dieſe unaufhörliche Degenerierung der Sprache wolle man das Nähere in meinem Artikel: Das ſtilechte Fremdwort (Die Grenzboten 1913, Nr. 2) nachleſen, wo ich aus ihr eine Rechtfertigung des wiſſenſchaftlichen Fremdwortes folgerte.

die dadurch geforderte Beſinnung einen wohlberechneten Faktor impreſſioniſtiſcher Formwirkung darſtellt.

Meiſt genügte ihm dazu eine Verkürzung des Wortes, die den Stamm um ſo eindringlicher hervortreten läßt. So ſagt er: „beglaubt“ für beglaubigt, „begeiſten“ für begeiſtern, „befeſten“ für befeſtigen, „ſich verlängen“ für ſich verlängern, „ſchwänzen“, „ſcharwenzen“ für ſchwänzeln, ſcharwenzeln, „belfen“ für belfern, „verwandt“, „umgewandt“ für verwandelt, umgewandelt. Beſonders aber betrifft die Verkürzung die Vorſilben der Zeitwörter und ihrer Ableitungen. So fehlt „be“ in „wäſſern“, „fruchten“, „zwingen“ (für zuſtandebringen), „ſänftigen“, „kränzen“, „klagen“; „ge“ in „loben“ (ſich dem Tanze geloben), „Flimmer“, „Schmack“, „ſchwätzig“, „ſpenſtiſch“; „er“ in: „ſchüttern“, „ſich gießen“, „Friſchung“, „bärmlich“, „läßlich“; „ver“ in: „bleuen“, „dörren“, „zweigen“ (ſich verzweigen), „des Lebens wirrende Beugung“ (davon: „Wirrung“ und „Irrung“); „zer“ in: „ſplittern“; „an“ in: „fügen“, „taſten“, „klammernd“ (ſich anklammernd), „widern“, „ſich etwas eignen“ (andererſeits: „etwas jemandem eignen“ für zu eigen geben); „auf“ in: „ſich raffen“; „ab“ in: „werfen“; „hin“ in „aufſteigen“, „aufreichen“; „umher“ in: „ſich treiben“; „zurück“ in: „halten“, „kehren“; „zu“ in: „jemandem jauchzen“; „nach“ in: „Folger“; „ent“ in: „weichen“; „aus“ in „hecken“; „ein“ in: „ſchläfern“, „ſeinen Schmerz freſſen“ (in ſich hineinfreſſen), „den Geſchiedenen fühlen“ (ſich in ihn einfühlen). Eine Formverkürzung bei Verben liegt auch im rückbezüglichen Gebrauch ohne „ſich“. Dieſen fand ich bei: „drehen“, „langeweilen“, „mühen“ (ſ. auch oben: „loben“, „zweigen“, „klammernd“). Weiter hat Goethe: „gereiſt“ für weitgereiſt, „weislich“ für wohlweislich, „künſtlich“ für künſtleriſch, „roſenfarb“ für roſenfarbig, „wenig“ für

ein wenig, „was“ für etwas, „lang“ für entlang, „außer“ für außerhalb, „den Hügel ab“ für hinab (ebenſo: „niederab das Tal entlang“ und „ab niederſtürzen“), „ums Herze ring“ für rings ums Herze, „allermeiſt“ für am allermeiſten. Beſonders charakteriſtiſch iſt aber die Verkürzung der Hauptwörter bei Goethe. Er ſagt nicht nur „die Steile“, „die Feuchte“, „die Schöne“, ſondern auch „Wage“ für Wagnis, „Bedinge“ für Bedingung, „Fehle“ für Fehler (davon „fehllos“), „das Erſchein“ für die Erſcheinung, „der Schlepp“ für die Schleppe, ebenſo „Pfropf“, „Gaum“, „Hauf“, „Weis“. Noch mehr verkürzt iſt „Bux“ für Buchsbaum, „Turtel“ für Turteltaube, „Keuch“ für Keuchhuſten.

Dieſe letzten Verkürzungen führen uns bereits zu den altertümlichen Wendungen über, die ſich meiſt in gedrungener Form eine klare Sinnausprägung bewahrt haben und deshalb zu impreſſioniſtiſchen Sprachelementen beſonders geeignet ſind. An dieſer Stelle iſt es, wo die beiden eingangs erwähnten, auseinanderſtrebenden Richtungen der Goetheſchen Sprache, die antikiſierende und die moderniſierende, ſich zu gemeinſamem Ziele zuſammenfinden. Mit dieſer bewußten Rückkehr zu primitiven Kunſtformen verfolgt ſie dieſelben Bahnen, in die auch der maleriſche Impreſſionismus ſpäter eingemündet iſt (Expreſſionismus, Kubismus uſw.). Es iſt freilich nicht immer leicht zu entſcheiden, ob die Archaismen bei Goethe dieſem impreſſioniſtiſchen Formzweck dienen, da ſie teils noch zu ſeiner Zeit allgemein in Übung waren, teils abſichtlich Zeitkolorit tragen (wie in ‚Hans Sachſens poetiſcher Sendung‘, dem ‚Ewigen Juden‘, der ‚Legende vom Hufeiſen‘ und den volksliedermäßigen Gedichten). Wir nennen mit dieſem Vorbehalt: „fodern“, „worden“ für geworden, „blieben“ für geblieben, „gangen“ für gegangen, „kom-

men" für gekommen, „nit" für nicht, „gemein" für gemeinsam, „strack" für gestreckt, „baß" für besser, „gen" für gegen (nach), „hie" für hier, „Gift" für Gabe, „durch alle Land", „sieben Tag und sieben Nacht", „Taglang". Ohne gerade verkürzt zu sein, sind andere Altertümer an sich von schlagkräftiger Wirkung: „gesyn" für gewesen, „was" für war, „heißen" für nennen, „bar" für bloß, „überlei" für unnötig, „maklig" für krank, „Neidhart", „Witzung" für Lehre, „Fürm" für Sparren (Narrheit); „Schragen" für Holzgestell, „Zindel" für eine Fischart (Zingel).

Eine altertümliche Kürzung erhält besonders das Eigenschaftswort durch Weglassung seiner Endung: „ein hübsch Leben", „ein jugendlich, ein neues Eden" und so häufig. Nur einmal fand ich diese Form bei einem Maskulinum: „ein höflich Mann". Noch verstärkt wird diese Wirkung durch Nachstellung: „ein armes Mädel jung", „im Knaben gut", „die Tochter Zion kränklich" usw.

Auch die von Goethe vielfach beliebte Weglassung des Artikels ist altertümlich. Sie atmet geradezu römische Monumentalität. Mit ihrer Hilfe werden die Worte, besonders Naturerscheinungen, aber auch Begriffe gewissermaßen personifiziert: „Muse ruft zu Bach und Tale", „Sonne sinkt", „Wolke steht hoch", „Artges Häuschen hab ich klein", „So bleibt Herz Herzen zugekehrt", „Natur hat weder Kern noch Schale", „mit Geists Gewalt" usw. Oft liegt in der Auslassung des Artikels die Absicht, das Unbestimmte des Eindrucks zu malen, der gleichsam keine scharfen Konturen erkennen läßt: „Arme sinken, Tritte straucheln", „Blicke sinken, Worte stocken", „Er gebot buntem Fittich, klarem Antlitz, schlanken Gliedern, göttlich einzigem Erscheinen, mich zu prüfen", „Es spiegelt sich allerliebliche Gestalt hehren Jünglings", „Wie Vögelschar an Wäldergipfeln streift".

In das Gebiet der altertümlichen Verkürzungen fällt auch die Apoſtrophierung. Sie führt uns in die goldene Zeit zurück, wo es noch keine Orthographie gab. Damals ſchwammen die Worte noch ſozuſagen im Amphibienzuſtande und konnten eine Amputation ihrer Extremitäten gut und gerne verſchmerzen. Goethe, der von dieſer Verjüngung fleißig Gebrauch macht, verwendet ſie nicht nur zur Vermeidung von Hiaten (Vokalzuſammenſtößen), ſondern auch vor Konſonanten ſo häufig, daß wir uns Beiſpiele erſparen können. Auffälliger in die bildſamen Jugendtage der Sprache verſetzen uns folgende Fälle: „reit't", „bind't's Pferd an", „G'leiter", „ſüß'ſte Melodie", „ein'n Affentanz", „Säklum", „nichts Seinigs", „was Beſſers" und ſo oft; „zuſamm'", „Das gilt uns arme Leut'", „Würm'", „Wieſ' und Weiden", „Phöb' Apollen", „ihr erſt' und letztes Wort", „froh' und trüber Zeit" und ſo oft in dieſen Verdoppelungen. Am Anfang ſteht der Apoſtroph in: „Zu's Oberfenſters Raum", „wenn's Herze ſchlägt" uſw., ebenſo: „'nen faulen Bengel heißen". Ungewöhnlich iſt „'rab".

Das Urſprünglich-Kernige kommt auch in altertümlichen Umlauten zutage: „jücken", „beſpötten", „keichen", „vergulden", „ſticken" (für ſtecken), „heften" (für haften), „betriegen", „durchtandeln", „trutzen" (davon: „trutz", „trutzig", „Trutz"), „dräuen"; „hätt'" für hatte, „wär'" für war, „tät" („er tät gehn" uſw.), „kömmt", „es tägt", „billt", „lauft", „mich däucht" (auch: „deucht"), „geſchicht", „erſicht"; „ſtund" (auch „ſtande"), „befurcht", „ſchwung"; „gründet", „verruckt", „gerennt," „entbronnen"; „Kramer", „Rucken", „Brucken", „Frummkeit", „Lebenstäg'"; „zärter" („zärteſt"), „klärſte", „gülden", „wunniglich", „ohngefähr"; „für Freude", „fürtragen" uſw.

Seltener ſuchen die Archaismen ihre elementare Deutlich-

keit in einer verlängerten Form: „Gewild", „Gezelt", „Narreteiden", „Ahndung" (davon „ahndevoll"), „jetzund" (auch: „jetzunder"), „männiglich", „ewiglich", „beſcheidentlich", „freventlich", „bedächtlich", „bänglich", „klärlich", „genung", „krumb", „dumb", „alldort"; „keine Luft von keiner Seite", „kein Schnee nicht". Beſonders aber tritt die Verlängerung in den Endungen gebeugter Wörter auf: „klare Sinnen", „die Burg iſt meine"; „einen Hahnen", „einen Salmen", „in eine Ecken", „an die Sonnen", „den Götzen", „den Schmerzen" (alles acc. sing.); „von vornen", „von hinnen", „von deiner Erden", „an einer Leinen", „in der Mitten", „auf der Haiden", „aus der Naſen", „zu dieſer Frauen", „unſerer lieben Frauen" (Sing.). Doch auch ungebeugt: „Geſchlechte", „Geflechte", „Geleuchte", „Gebüſche", „Gefäße", „Gerüſte", „Geſchicke", „Glücke", „Gleiſe", „Bette", „Herze", „Narre" (einmal als Vokativ), „Herre Gott" (alles im Singular). Ebenſo: „viere", „zwölfe". Sonſt bezeichnet das angehängte „e" die Adverbialform: „ſchnelle", „ſtille", „helle", „milde", „ſüße", „bequeme", „gerne", „balde", „zurücke"; bei Verben die Vergangenheit: „enthielte", „ſtande", oder die Aufforderung: „vernehme", „vergeſſe".

Eigene Verlängerungen, zum Teil in Anlehnung an dieſe alten Formen, bildet Goethe in: „Getal (und Gebirge)", „verwegentlich", „ſchauderlich", „unholdig", „tollern" (für tollen), „entkräftigen".

Oder er verändert Worte nur eben ſo viel (meiſt in Vorſilbe oder Endung), um ſie als Neubildung charakteriſtiſch zu machen: „Geſchnitz" für Schnitzwerk, „ein Augenweiden" (wozu er den Gegenſatz: „Augenſchmerz" bildet), „ſüßes Redewenden" (auch: „Redumſchweife"), „Kümmereien"; „winterhafte (Auen)", „flügelhaft" (für geflügelt), „muſterhaft" (für gemuſtert), „wunderſam", „genugſam", „ſegen-

bar", „ſegenreich" (neben „ſegensreich"), „friedenreich", „ſorgenlos", „ruhevoll", „ſeelevoll", „nächtig", „törig", „wütig", „wankelſinnig", „ſittig", auch „ſittlich" (für ſittſam), „anmaßlich", „hülflich", „krüpplich", „ſchalkiſch", „koloſſiſch", „puppiſch", „engliſch" (was wir in der Bedeutung: engelhaft gerade heute nicht ohne Heiterkeit leſen); „ſich los tun" (für ſich auftun), „geſchwiſtert" (für verſchwiſtert), „beſtrickt" (für umſtrickt), „abpacken" (als Gegenſatz zu aufpacken), „nachbereitet" (als Gegenſatz zu vorbereitet), „der unverſeh'ne Schmerz" (für unvorhergeſehen), andere Auswechſelungen des Vorworts von Zeitwörtern ſiehe weiter unten; „augenblicks", „des Tages", „was Leids tun", „ins Alter" (für im Alter), „mit hellem Hauf", „bei tauſend Malen", „unter dieſer Zeit", „unterweilen", „nebenhin" oder „nebenaus" für daneben, „von dannauf", „alles rund" (rings), „um und um" (für ringsum), „bald und bald" (für nach und nach).

Dann wieder läßt Goethe die Worte ſelbſt unverändert, um ſie durch eine bloße neue Sinnzuweiſung zu beleben, die, indem ſie auf ſeinen anſchaulichen Kern zurückgeht, dem alten Worte mit Zauberſchlag neuen Glanz verleiht. So ſagt er: „Der Blätter Drang" (für gedrängter Kreis), „Sturz" für Baumſtumpf, „Beſchluß" für Aufſicht, „Geiſt" für Geruch; „ſtutzig" für ſpröde, „ekel" für prüde, „wirkſam" für geſchäftig, „morgendlich" für zeitig auf den Beinen, „witzig" für klug, „die ängſtliche Hand" des Chineſen (für peinlich genau); „unermüdet" für unermüdlich, „unbeklommen" für uneingeengt, „zubereitet" für zugedacht, „ungeleckter Bär", „häkeln" für feſthaken, „ſchmelzen" (von Liebenden), „liebeln" für ſäuſelnd ſprechen, „nagen" für necken, „ſich kränken" für ſich verzehren, „die Worte laſſen" für fallen laſſen, „was bedienen Sie?" für brauchen, „ſich entſcheiden" für ſich ſcheidend entwickeln,

„ſich beſtreben“ für ſich ſtrebend beeilen, „ſich umſchlingen“ für ſich ſchlängeln, „ſich verſiegeln“ für ſich unverbrüchlich treu zeigen, „nachfeilen“ für mit der Feile nachbilden, „hinanſtreichen“ für hinanfahren, „durchſtreichen“ für durchprügeln, „den Kopf zerreißen“ für zerbrechen, „die Augen eindrücken“ für niederſchlagen (auch „abgeſenkte Augen“), „entgegnen“ für begegnen, „vollbringen“ für verbringen. Hierher gehört auch die intranſitive Verwendung tranſitiver Verben wie: „zerſtücken“ für in Stücke zerfallen, „wechſeln“ für ſich verändern, „weben“ für ungewiß ſchweben, „träufeln“ für tropfen, „ſpülen“ und „überreißen“ (von Fluten).

Zur knappen Sinnfaſſung von Zeitwörtern verwendet Goethe einmal auch eine ungewöhnliche Wortſtellung: „(Lichtlein) irrführen ihn“, der umgekehrte bemerkenswerte Abweichungen entgegenſtehen in: „Morgennebel hüllen deinen Turm um“, „die hin ſich gebende Freude“, „hin ſich und her ſich zu drehen“.

Auch die eigentümliche Kraft, die in der ſeltenen ſubſtantiviſchen Ableitung von Zeitwörtern liegt, hat ſich Goethe mehrfach zunutze gemacht. Er bildet: „Lacher“, „Laurer“, „Kenner“, „Pfuſcher“, „Druckſer“, „Erzeuger“, „Verſucher“, „Verkleinerer“, „Verheerer“, „Überwinder“, „Übertreter“, „Zergliederer“, „Grillenfänger“, „Freudenhaſſer“, „Weiberhaſſer“, „Weberin“, „Treiberin“, „Städtebezwingerin“, „Ungeblätterte“ (von Büchern), „ihr ſeid von den Geübten“, „ein Aufgehäuftes“ (die Cumulus-Wolke).

Endlich kann ein Wort durch einen ungewöhnlichen Numerus zu neuer Friſche gelangen, wie ihn Goethe anwendet in: „der oder das Geſchwiſter“, „die Waſſer“, „die Gewühle“, „Minnen“. Auch „bereite Hände“, „der untreue Knabe“ ſind von ähnlicher Wirkung.

Wenn Goethe ſo den ganzen zeitgenöſſiſchen und alten Sprachſchatz nach lebendigen Elementen von konzentrierter Ausdruckskraft durchſucht, konnte ihm eine Quelle der ewigen Verjüngung nicht verborgen bleiben: die Volksſprache, die in ihrer urſprünglichen Derbheit ſoviel anſchauliche Friſche zeigt. Der Olympier Goethe, der von ſeiner Studentenzeit her ſtets den Anſchluß an das bunte Volkstreiben ſuchte und ſelbſt auf Reiſen mit Vorliebe unter „Gaukler und Volk, ja, was noch niedriger iſt", ſich miſchte, hat es nie verſchmäht, aus dieſem Jungbrunnen zu ſchöpfen. Und dieſe Quelle iſt ihm auch immer wieder Nahrung und Spiegel eines Humors geworden, dem nichts Menſchliches fremd war. So leſen wir bei ihm: „Franken" oder „Franzen" für Franzoſen (davon „Franztum"), „Fux", „nach Guſto", „Filz" für Geizhals, „Bücklinge" für Verbeugungen, „Schmarre", „Schnuppen", „Mannſen", „Samstag", „Gewäſche" für Geſchwätz, „Quark" für Schmutz, „die Welt liegt in jener Sauce"; „krabblig" und „zabblig" von der Ameiſe, „pumpſatt", „porriſch" für patzig, „latſche Füße", „kauderwelſch" (davon: „welſchen"); „ſpucken" für ſpuken, „ſich ſpuden", „kollern", „holpern", „aufs Land rutſchen", „nachkrabbeln", „krabbeln" für ſchmeicheln, „foppen", „ſcheren" für placken, „anquarken" für anquatſchen, „antatſchen", „zupatſchen", „zublinzen", „anſturen", „anblecken", „gucken", „kucken", „lugen", „du ſiehſt ſo ernſt" (aus), „findet alles zu".

Hierhin gehören auch gewerbliche Fachausdrücke wie: „ein verbrochner Schacht", „zudrillen", „zwirnen", „weifen" vom Weber, „firn" vom Wein.

Volkstümlich ſind auch die vielen Verkleinerungsformen auf —chen —lein —el, von denen ich bei Goethe 173 verſchiedene zählte. Sie führen das Wort ſchon äußerlich geradezu auf jene punktförmige Größe zu-

rück, die ihm in dem Geſamtbilde des dichteriſchen Mikrokosmos allein zukommt. In dieſer gemütvollen Form treten nicht nur „Hänschen", „Chriſtel", „Fränzchen", „Käthchen", „Karlinchen", „Lottchen", „Riekchen", „Schön Suschen", „Urſel" auf auch ihre „Körperchen", vom „Köpfchen" zum „Füßchen", ihr „Häuschen" ſamt Geräte, „Tierchen", „Bäumchen" und „Blümlein", ſchließlich gar „Wölkchen" und „Windchen" verſchwinden in dieſer perſpektiviſchen Verkürzung. Als weiteres Beiſpiel wollen wir hier nur die Koſenamen aufführen, die den „Frauenzimmern" gewidmet werden: „Weibchen", „Weiblein", „Dirnchen", „Mädchen", „Mägdlein", „Mädel", „Maidel" (auch „Mamſell"), „Liebchen", „Schätzchen", „Schätzel", „Süßchen", „Holdchen" und „Goldchen".

Die Wirklichkeitsfreude der Volksſprache hat ſich aber von jeher beſonders in Klangmalereien von zum Teil überraſchender Lebendigkeit geübt. Auch darin folgt ihr Goethe, ſie häufig mit reizvollen Neuſchöpfungen bereichernd. Dabei koppelt er meiſt bekannte Onomatopoëtica, die mehr oder weniger an Friſche eingebüßt haben, mit eignen Erfindungen, um ſie ſo neu zu beleben und zugleich das charakteriſtiſche Lautmoment durch dieſe alliterierende oder aſſonierende Verdoppelung beſonders eindringlich zu machen. Laſſen wir uns von „dem Trott" der Poſtpferde nach Frankfurt zu Lili führen. Kaum treten wir in ihren Tierpark ein, gleich empfängt uns „ein Gegacker, ein Gequieck und Gequacker". Wie ſie „trappeln" und „zappeln", ſogar die Fiſche „patſchen" heraus. Und gar erſt wenn es gilt, aus dem Futterkörbchen einen „Pick" zu tun, dann drängt ſich das „Geflitter und Geflatter" der Vögel, die mit „Pipi, Pipi!" gelockt werden. Ein kleiner Vogel heißt darum auch kurzweg „ein Pipi", und „wie der Prinz Pipi" (wohl im Sinne von Zaunkönig) durchſtreift der Knabe die

Welt ſeiner Träume. Die Henne ruft ihr „glu! glu! glu!“ und der Kuckuck ſein prophetiſches: „Coucou“ in endloſer Wiederholung. „Wito hu!“ ſchreit die Eule und „das“ Chor der Wölfe heult dazu: „wille wau wau wau! wille wo wo wo!“ Beſonders dieſe unheimlichen, geiſterhaften Geräuſche weiß Goethe uns hörbar zu machen. Die nächtlichen Unholden „ſchlürfen und ſchlampfen“ das Bier in den Krügen. Wenn gar die Toten aufſtehen zur Mitternacht, dann „grapſt an den Grüften“ die Knochenhand, und bald „klippern“ und „klappern“ die Gebeine im Totentanz. Wenn aber die Zwerge ihren „Hopp“ machen, „da ringelt's und ſchleift es und rauſcht es und wirrt“. Wo ſie im leeren Saale ſchmauſen, „da piſpert's und fliſtert's“ von ſchwatzenden Stimmchen, „da dappelt's und rappelt's“ von Tellern und Bänken. Bis dieſe huſchende Geiſterwelt von dem „Bum Baum“ der Glocken mit einem Mal zur Ruhe gebracht wird, die nicht nur zum „Kling und Klang der Katholiken“ gehören.

Die Sprachſchöpfungen Goethes beſchränken ſich aber nicht auf das Gebiet der Klangmalerei. Überall, wo ihm der weite Umkreis der geformten Sprache kein Genüge tat, hat Goethe mehr wie einmal aus eigenſter bildkräftiger Anſchauung neue Worte geprägt. Natürlich lehnt er ſich dabei an vorhandene Wortſtämme an, und man kann darum ſchon manche der angeführten Umprägungen als Neuſchöpfung betrachten. Wir nennen noch beſonders: „das Übergängliche“ für die ineinander übergehende Form, „küßlicher Mund“, „hirtliche Wohnung“, ebenſo „wirtlich“, „mondliche Helle“, „täpſig“ und „knollig“ vom Bären, „ſtrohern“, „porzellanen“, „beblümte Matten“; „es nachtet“, „es düſtert“, „ſittigen“ (ein reizendes Wort für den Gang der Mädchen), „äugeln“, „harfenieren“, „gaſtieren“, „ſpalieren“, „Trauben einherbſten“, „nieder-

bleien" für niederdrücken, „wildſen" und „ſich gebärdig ſtellen" für ſich wild gebärden, „grillen" für grillig ſein, „ſchnippen" für ein Schnippchen ſchlagen, „ſich vom Leibe ſchmorgen" (abſparen), „begüten" für beglücken, „gläubigen" für gläubig machen. Über Goetheſche Neubildungen durch Wortzuſammenſetzung wird weiter unten zu reden ſein.

Indem Goethe ſolchergeſtalt die Worte immer auf die knappſte ausdrucksvolle Form treibt, verfolgt er ihre Bedeutung bis in ihren letzten anſchaulichen Kern. Damit iſt eben im Poetiſchen die Zerſtreuung in Elemente gegeben, wie ſie der impreſſioniſtiſchen Sehweiſe eigentümlich iſt. Dieſe iſt aber, wie wir ſahen, erſt das Vorſpiel eines Prozeſſes, der in der Verſchmelzung dieſer Elemente zur Einheit des Bildganzen gipfelt. Es gilt alſo, den Wortelementen ihre eigene, breitbeinige Wichtigkeit zu nehmen, damit ſie, nur eben hingetupft, im großen Eindruck untergehen, oder, mit anderen Worten, die aktive Beteiligung des Dichters an ihrem Daſein hervorzuheben, in deſſen Seele eben alle Strahlen des Bildes als in ihrem Brennpunkt zuſammenlaufen. Dieſe Einordnung der Elemente in das Ganze der dichteriſchen Intuition iſt naturgemäß der Wortverbindung überlaſſen. Ihre gewöhnliche Form, der grammatikaliſche Satz, ſtellt aber ein ſo feſtes Gefüge unperſönlicher Logik dar, daß die Worte in ihm ſtets mehr oder weniger ihre ſelbſtſchwere Gegenſtändlichkeit behaupten.

Um deshalb das Perſönliche, das willkürlich Lebendige des übergeordneten Zuſammenhalts zum Ausdruck zu bringen, muß der Impreſſioniſt die zunächſt unvermeidliche Logik der gegebenen grammatikaliſchen Formen durch einen unlogiſchen Inhalt ausgleichen, d. h. die Verbindung iſt wohl grammatikaliſch geſchloſſen, logiſch bleibt ſie aber un-

vollziehbar. An ihre Stelle tritt die pſychologiſche Ideenverknüpfung, für die jeder pſychiſche Inhalt gewiſſermaßen in einen Dunſtkreis verſchwiſterter Anſchauungen eingebettet iſt, durch die er wieder blitzſchnell zu ganz andersartigen Inhalten überleitet. Und weil dieſe pſychologiſche Ideenverknüpfung wohl allgemein geſetzmäßig verläuft, im einzelnen aber den mannigfaltigſten individuellen Bedingungen Spielraum läßt, kann ſich hier das Medium des Dichtergeiſtes am reichſten auswirken. Dies geſchieht ſprachlich in dem großen, von jeher bedeutungsvollen Gebiet der übertragenen Bedeutung. Da nun die Sprache ſtrenggenommen über eine Bildwirkung nie hinauskommt, geht an dieſer Stelle das Poetiſche unmerklich aus dem gewöhnlichen Gebrauch hervor. Wenn wir z. B. bei Goethe die zwei durchaus gebräuchlichen Wendungen „innig trauernd" und „tief trauernd" nebeneinander finden, ſo iſt die erſte logiſch korrekt, die zweite nicht, da ich nicht auf tiefe Weiſe, d. h. räumlich trauern kann. Sie iſt nur durch pſychologiſche Ideenverknüpfung zu erklären, d. h. durch eine Begriffsverwandtſchaft mehrfachen Grades, die wir uns etwa an folgender fortlaufender Begriffsreihe veranſchaulichen können:

tief — in der Bruſt — Herz — Seele — trauern.

Und warum war „innig" logiſch? Weil es eine reine Intenſitätsſteigerung von Gefühlen („trauern") innerhalb ihrer eigenſten Dimenſion iſt. Wirklich: iſt? Nein, nur weil wir uns gewöhnt haben, es ſo zu verſtehen. Urſprünglich „iſt" innig ebenſo nur pſychologiſch an trauern gebunden:

innig — im Innern — Herz — Seele — trauern.

Aber die häufige und ausſchließliche Verkettung in dieſer Richtung hat das Bewußtſein der pſychologiſchen Mittelglieder und damit die bildliche Auffaſſung des Gedankens zum Schwinden gebracht. Das Wort iſt zum Begriff er-

ſtarrt. Dasſelbe Schickſal droht aber jedem Wort, deſſen bildliche Anwendung in populären Gebrauch kommt, wie es neuerdings gerade bei „hoch“ und „tief“ der Fall iſt, die rein begriffliche Intenſitätsſteigerungen für alle möglichen Fälle geworden ſind (hochelegant uſw.). Dieſe abſterbende Anſchaulichkeit der Sprache durch neue und überraſchende Bilder zu beleben, iſt deshalb die nie erſchöpfte Aufgabe des Dichters überhaupt und erſt recht des Impreſſioniſten, der nur dadurch in den engen Rahmen der grammatikaliſchen Wortverknüpfung das unendliche Spiel ſeiner eigenen Ideenverknüpfung zu bannen hoffen darf. Es iſt hier natürlich nicht der Ort, das Bild bei Goethe halbwegs erſchöpfend zu behandeln. Eine berufenere Feder könnte Bände darüber ſchreiben. Wir begnügen uns deshalb an dem einen Beiſpiel, dem Kreislauf des Waſſers, die Fülle ſeiner Geſichte zu zeigen (wieder ohne Berückſichtigung der Wortzuſammenſetzung): „Aus der Wolke tanzt es nieder“, wo „gute Geiſter ſeine Jugend nähren“, und „jauchzet wieder nach dem Himmel“. Und was dazwiſchen liegt, verfließt wie ein Menſchenleben. Aus der Quelle wird der Bach. Wie ein Knabe „jagt er bunten Kieſeln nach“, „die Kniee umſchlungen von Blumen“. „Mit frohem, leichten Sinn“ „drückt er buhleriſch die Bruſt des Badenden“. Aber „andre Bäche ſchmiegen ſich geſellig an“. Der Bach wächſt zum Fluß, an deſſen Ufer „Rohre lauſchen und liſpeln“. Und nun plötzlich: „Die Welle ſtaunt zurück und ſchwillt bergan, ſich immer ſelbſt zu trinken“. D. h. es entſteht ein See. „Alle Geſtirne weiden ihr Antlitz in dem See“, daß es „wellenatmend“ wiederkehrt. „Die Welle lügt den Himmel“ alſo und doch nur deshalb, weil nichts ſo „rein wie das Herz der Waſſer“ iſt. Doch auch der See hält den Fluß nicht. Im Waſſerfall „leicht empfangen, wallt er verſchleiernd zur Tiefe nieder“, um als „reißender

Strom" ſich in die Ebene zu ergießen. Zwar „die Sonne ſaugt an ſeinem Mark", und ihn „frißt der Sand", daß er ſchließlich nur noch „vorbeiſtockt", aber „ſein rollender Triumph" endet doch erſt in den „ausgeſpannten Armen" des „Erzeugers" Ozean.

Wie es das Ziel dieſer Bemühung iſt, die immanente Logik des Satzes inhaltlich aufzuheben, ſo gilt es noch mehr, ſie aus ſeiner Form zu vertreiben. D. h. es müſſen die üblichen grammatikaliſchen Formen, die in den modernen Sprachen mehr und mehr auf logiſche Lückenloſigkeit hindrängen, abſichtlich durchbrochen werden. Dieſen Weg ſchlägt Goethe in der Entlehnung antiker Formen ein, in denen die logiſche Beziehung noch nicht ſo breit ausgeſponnen iſt. Indem hier für uns notwendige Mittelglieder der grammatiſchen Satzverbindung ausgeſchaltet ſind, um die beiden Endglieder der logiſchen Reihe allein und deſto ſtärker zu verſpannen, entſteht ein reineres Abbild der pſychologiſchen Gedankenverbindung, die ebenſo ſprunghaft verfährt (ſ. o.), d. h. die fehlende logiſche Verknüpfung verſtärkt die anſchauliche.

Zunächſt läßt ſich innerhalb des Satzes die Bindung von Wort zu Wort verkürzen. So ſchlägt Goethe eine kühne Gedankenbrücke durch tranſitive Verwendung intranſitiver Verben, die eine poetiſche Erweiterung der grammatiſchen Figura etymologica darſtellt. Er bildet: „ein Lied tönen", „dich ſtrömt mein Lied", „das Läuten ſchwellt die Trauertöne", „Rettungsdank glühen", ebenſo „Gefahren glühen" (für im Geiſte in Gefahr ſchwelgen), „Mäßigung tropfen", „Schwindeln vor die Stirn zögern", „den Göttertraum ſchweben", „einen Traum tanzen" (wer denkt dabei nicht an unſere modernen Tanzgrößen, für die es ſchlechterdings nichts mehr gibt, das ſich nicht ins „Beinliche" überſetzen ließe?), „eine kleine Stille ruhn",

„raſſle den Trab", etwas „fabeln", etwas „tändeln", jemanden „lechzen" (für lüſtern machen); „wellenatmend", „ſturmatmend".

Antik iſt auch die Auslaſſung der Präpoſition, die, indem ſie die ganze Tragkraft der Verbindung in den nachfolgenden Kaſus verlegt, eine eindrucksvolle Verſchmelzung ſchafft. Mit dem Akkuſativ erſcheint dieſe Verkürzung bei Goethe in folgenden Wendungen: jemanden „vorbeifliegen", „manche Klippe vorbeifahren", „Ceſtius' Mal vorbei", „dich geht man vorüber", „ich ging jenen Kirchhof hin", „dich den Anger hinführen", „die Zeit gedenken", „nicht ein Haar beſſer".

Dasſelbe begegnet in Verbindung mit dem Dativ in folgenden Fällen: „dem Ausgang lächeln", „dem Wunder ſtaunen", „den Schmerzen ſtill ſein", einer Sache „hingeſunken", „der Not verſchlungen".

Mit dem Genitiv bildet er ſo: „ſeitwärts der Fahrt".

Auch der einfache Genitiv der Beſchaffenheit iſt von antiker Urkraft. So iſt der Brame „weiſen Wollens, milden Handelns, ernſteſter Gerechtigkeit", und ſeine Frau geht „frohen Buſens, reiner Sitte, holden Wandelns". Der Mond trübt ſich „verſchwindenden Scheins", oder es ſtrahlt „holden Lichts der Abendſtern", „hinan denn reiner Bahn!", „dankſt du dann, reiner Bruſt, der holden", „gleichen Laſters ſein", „gleicher Weite", „unwillkommener Schwere", „einer Erbſe groß" uſw.

Nicht anders wirkt das nach antikem Muſter ohne „als" oder „wie" vermittelte Prädikativ: „Knabe ſaß ich, Fiſcherknabe", „ein Meer erbrauſt's", „Er hat, ein Gegengift, widerſtanden," „was ihr umkränzende Seligkeit rings ums Leben verherrlicht habt", „Chriſtus kam ihnen ein Fremdling vor" uſw.

Eine ähnliche Auslaſſung kennt Goethe ſogar für das

participium präsentis: „mir wieder ſelbſt“ (sc. gehörend), „Berge wolkig himmelan“ (sc. ſtrebend).

Dann kann dieſelbe grammatikaliſche Verkürzung auch auf das Verhältnis von Satz zu Satz übertragen werden. Hier wieder zunächſt zwiſchen Hauptſatz und Nebenſatz vermittelt mit ungewöhnlicher und darum ſtark empfundener Gedrungenheit das participium absolutum, das direkt an klaſſiſche Vorbilder anknüpft. Goethe bildet ſo: „Sein Schurzfell abgelegt, ein Feierwams er trägt“, „recht betrachtet, wohl beſehn“.

Eine andere primitive Satzverknüpfung, die der altdeutſchen Sprache entnommen iſt, begnügt ſich mit Inverſion (Umſtellung des Verbums) ohne vorausgegangenes Bindewort: „Das braune Mädel das erfuhr, vergingen ihr die Sinnen“, „die Kinderlein ängſtlich gen Hauſe ſo ſchnell, geſellt ſich zu ihnen der fromme Geſell“. Auf die Auslaſſung eines vermittelnden Satzgliedes läuft es auch hinaus, wenn Goethe nach klaſſiſchem Vorbild (horribile dictu uſw.) direkt von Haupt- und Eigenſchaftsworten Infinitiva abhängig macht: „Eichhörnchen, Nuß zu knacken“, „frei, ſich einem andern zu ergeben“, „feſt, ſie zu trauen“, „gewiß, durch alle durchzugehen“, „ſeelevoll, zu ſingen“, „ich zu hören ſtille bin“, „eilig warſt du und friſch, die Früchte zu tragen“. Eine ähnliche „Neuheit“ infinitiviſcher Abhängung geht auf altdeutſchen Gebrauch zurück: „geht zu kommen“, „als er kam, zu ſterben“. Antik iſt ſchließlich wieder die Verſchränkung der doppelten Frage in einen Satz: „von wannen kommt ſie, um wohin zu gehen?“

Denſelben Grundſatz, daß die fehlende Verknüpfung die ſtärkſte iſt, wendet Goethe auch in der Verbindung von Hauptſatz zu Hauptſatz an, wenn er im Gebrauch von „und“ eine auffallende Kargheit übt. Beſonders in der Wiedergabe zeitlicher Vorgänge ſtellt er die momentweiſe

feſtgehaltenen Einzelbilder unvermittelt nebeneinander, damit ihre raſche Folge in der Geſamtwirkung wieder zur Bewegung zuſammengeht. Hier arbeitet die dichteriſche Anſchauung ganz wie ein Kinematograph: „Der König ſprachs, der Page lief, der Knabe kam, der König rief.“ „Sie lächelte, ſie ſprach.“ „Sie ſang zu ihm, ſie ſprach zu ihm.“ Dieſes letzte Beiſpiel iſt beſonders merkwürdig, weil es die impreſſioniſtiſche Sehweiſe in knappſter Form zum Ausdruck bringt. Es iſt nämlich klar, daß ſelbſt ein Meerweib nur entweder ſingen oder ſprechen kann. Derſelbe Vorgang wird alſo in zwei verſchiedene zeitlich zerlegt, von denen jeder einzelne falſch iſt. Zuſammen ergeben ſie aber, wie zwei übereinanderphotographierte Platten, den richtigen Eindruck.

Überhaupt bevorzugt Goethe kurze und kürzeſte Sätze, z.B. „Der Morgen kam.“

Aber wie ungewöhnlich man auch die grammatikaliſche Verbindung des Satzes wenden mag, ſein notwendig zeitlicher Verlauf ſpaltet immer die Gleichzeitigkeit des ſubjektiven Erlebniſſes in ein Nacheinander objektiver Geſchehniſſe. Wo darum die Schöpfung am lebendigſten aus dem Drang der dichteriſchen Impreſſion fließt, wird auf grammatikaliſche Verknüpfung überhaupt verzichtet, indem der logiſche Nerv des Satzes, das Zeitwort, herausgeſchnitten iſt. Nicht nur im Anruf: „O Erd', o Sonne! o Glück, o Luſt!“ iſt dieſe Zeitloſigkeit des Eindrucks für Goethe charakteriſtiſch, ſie findet ſich auch ſonſt in mannigfacher Anwendung: „Um Mitternacht. Ich ſchlief.“ „Wechſelhauch und Kuß! Liebesüberfluß“, „ . . . . . und Kuß auf Kuß.“ „Verlegenheit! Scham!“ „Was geſchehen? Was verſchuldet?“ „Doch der und den Kindern kein Gewinn.“ Gerade für Bewegungsvorgänge liegt in der Auslaſſung des Zeitworts ein anſchaulicher Schwung. Sie huſchen ſo vor-

über wie eine Erſcheinung, die wir zeitlich aufzufaſſen keine Zeit haben: „Der Graf nun ſo eilig zum Pförtchen hinaus.“ „Die Kinderlein ängſtlich gen Hauſe ſo ſchnell.“ „So zur Tür hinein.“ „Schön Suschen gleich wieder zur Flut gewandt.“ Weniger charakteriſtiſch iſt das fehlende Zeitwort für den Redevorgang: „Der Graf im Behagen des Traumes: . . .“ „. . . . So das Chor.“ Eine ſchöne impreſſioniſtiſche Wirkung übt es dagegen in ‚Wanderers Sturmlied‘, wo es das mühſame, ſtoßweiſe Sprechen im Sturme verſinnlicht, der die Worte nur in Fetzen weiterträgt: „Weh! Weh! Innere Wärme, Seelenwärme, Mittelpunkt!“ Ein andermal benutzt es Goethe zur knappen Charakteriſtik einer optiſchen Verſuchsanordnung: „Spiegel hüben, Spiegel drüben, Doppelſtellung auserleſen.“ Endlich dient es auch zur kräftigen Einführung eines neuen Gedankens: „Du nun ſelbſt!“ oder eines neuen Eindrucks: „Der Mond und noch immer er ſcheinet ſo hell.“ Hier wird damit, im Gegenſatz zu den Bewegungsvorgängen, die ruhige, immer gleichbleibende Gegenwart dieſes nächtlichen Zeugen gemalt. Wir wollen außerdem nur darauf hinweiſen, daß die kräftige Herausſtellung eines Hauptworts durch ſeine Wiederaufnahme mit er, — ſie, — es ebenfalls einen unterdrückten Satz vorausſetzt. Für Goethe iſt dieſe Form häufig zu belegen: „Mutter und Kinder, ſie bitten ſo ſchön.“ „Das Gräflein, es blicket hinüber.“ „Die Hulden, ſie kommen.“ uſw.[1]

[1] An dieſer Stelle mag erwähnt werden, daß Goethe dieſelbe Hervorhebung durch Wiederaufnahme des Artikels (z. B. „Den Enkel, den heute vermählten“) zu ungewöhnlicher Anwendung bringt durch Vorwegnahme des Beiworts: „Der alte Getreue, der Eckart“, „Du Guter, du Alter!“ „Der arme, der Türmer“, „Sie trinken das mühſam geholte, das Bier“.

Auf altdeutſche Vorbilder geht dagegen zurück die Betonung des Zeitworts durch Nachſtellung: „Der Knabe zurück zu laufen kam“,

Es liegt auf der Hand, daß dieſe Zerſtörung des ganzen Satzgefüges durch Ausſchaltung ſeines wichtigſten Beſtandteils, des Zeitworts, nur für vereinzelte Höhepunkte einer letzten dichteriſchen Anpaſſung in Frage kommt. Auch innerhalb des Satzes muß ein Weg gefunden werden, die grammatikaliſche Verknüpfung und damit ſein zeitliches und logiſches Prinzip (die im Grunde eins ſind) zu brechen. Das geſchieht in der Wortzuſammenſetzung. Hier, wo gerade die deutſche Sprache einen ſo weiten Spielraum gewährt, können die verſchiedenſten, ja entgegengeſetzte Begriffe als gleichzeitig oder beſſer zeitlos und abgeſehen von, reſp. außer aller logiſchen Beziehung ſo moſaikartig zuſammengewürfelt werden, wie die Eindrücke in dem Urbild der dichteriſchen Impreſſion zuſammenliegen. Ja, je weiter die Worte logiſch auseinanderklaffen, deſto mehr iſt die ſelbſtändige Realität jedes einzelnen im anderen aufgehoben, und nur noch auf ihre Verſchmelzung übertragen, d. h. um ſo leichter ordnen ſie ſich als bloße Teile dem Ganzen der dichteriſchen Intuition unter, aus der allein ihre Einheit begriffen werden kann. Und auf dieſem Gebiet der Wortzuſammenſetzung, das alſo erſt eigentlich einer impreſſioniſtiſchen Poeſie die breiteſte Bahn eröffnet, liegt auch die auffallendſte Stärke der Goetheſchen Neukunſt.

Nicht jede Wortzuſammenſetzung iſt natürlich als impreſſioniſtiſch anzuſprechen, da dieſe Art der Wortbildung bereits überall in der Umgangsſprache vorgebildet iſt. Wenn wir ihre anſteigende Entwickelung von hier aus verfolgen, ſo können wir als Ausgangspunkt ſolche Fälle betrachten, in denen der eine Beſtandteil gar kein ſelbſtändiges Wort

„Ach Liebe, du wohl unſterblich biſt“ uſw. oder Voranſtellung: „Trägt er eine goldne Kett' am Hals, Trägt er einen ſtrohernen Hut“, beſonders in Trochäen: „Schweigt der Bruder“, „Reißt ſie los der Bruder“ uſw.

iſt, ſondern ein einfachſtes, gewiſſermaßen rohes Sinnelement, das, wie ein Schmarotzer, zum Daſein ſtets der Anklammerung an ein höher Organiſiertes bedarf. Dieſe Vor- und Nachſilben ſind, als notwendigſte Hilfsmittel der Sprachbildung überhaupt, ebenſo zahllos verbreitet, wie für uns ohne jede Bedeutung, ſolange ſie weiter nichts als das ſind, d. h. ſolange ſich ihre Aufgabe in einer logiſchen Ausſchrotung des beigegebenen Wortſtammes zu neuen Begriffen, alſo zu neuen Inhalten erſchöpft (z. B. Sinn: — Unſinn — Beſinnung — geſinnt — geſonnen — ſinnig — ſinnlich — Sinnlichkeit uſw.). Anders liegt es erſt, wenn ſie ſeinen begrifflichen Inhalt unverändert laſſen und nur ſeine anſchauliche Wirkung *in uns* beeinfluſſen.

Dieſem Formzweck, der allein für einen impreſſioniſtiſchen Gebrauch in Frage kommt, dienen zunächſt die Vorſilben der *Zeitwörter*, zu denen in weiterem Sinne auch ſelbſtändige Präpoſitionen gehören. Indem ſie dem angeſchloſſenen Wortſtamm eine beſtimmte Richtung erteilen, geben ſie gewiſſermaßen ſeiner Auffaſſung eine räumliche Orientierung. Beſonders intranſitive Verben können dadurch eine aktive Wendung von großer anſchaulicher Friſche annehmen. Es iſt, als ob die ſtarren Verbalſtämme mit dieſen kleinen Vorſilben flinke Füße bekommen hätten, die ſie hierhin und dorthin tragen. In dieſem Sinne hat Goethe ſeinen Verbalvorrat gehörig auf die Beine gebracht. Zu ſeinen bevorzugten Vorſpännern gehören:

be: „berufen" (für zitieren), „ſich berühmen", „ſich beſtreben" (für ſich ſtrebend beeilen), „beſticheln", „beſchmauſen" (für abfeiern).

er: „ſich erwühlen", „erbrauſen", „ertreten" (für zertreten), „der eratmende Schritt" (der mühſam atemſchöpfende, langſame), „erfreien", „Ruh erreiten", „Mut erzechen".

ver: „verwehen", „verſpülen", „verwenden" (für weg-

wehen, wegſpülen, wegwenden), „verbreiten“ (für ausbreiten), „verſiechen“, „verſchweben“, „das Leben vertaumelt ſich“, „vergaukeln“, „verſchleifen“ (von demſelben), „ſich verknicken“, „verlechzte Lippen“, „verſchwirbelt Hirnchen“, „verſchänden“, „vertrackt“, „verteufelt“, „vergöttern“, „verſchwiſtert“, „verzärtelt“, „verzierlichen“, „verlindern“, „verwitzeln“, „verkritzeln“, „Gram vertrinken“.

weg: „wegſchauern“, „weglöſchen“, „vom Herzen wegſchelten“, „hinwegtändeln“, „wegpfeifen“.

vorbei: „vorbeiſtocken“ (vom Fluß), „vorbeibegehren“ (für vorbeizugehen begehren), „vorbeigequollene Tränen“.

her: „hererzählen“, „herbeiraffen“, „herüberſchlemmen“, „herlieben“.

hin: „hinlieben“ („die Ferne, wohin man liebt“), „ſich hingewöhnen“, „eine Zeichnung hinwühlen“ (von ſtärkſter impreſſioniſtiſcher Wirkung!), „dahinſengen“, „ſich hinüberſtreiten“ (ins Jenſeits), „hinanbeten“, „ſich hinanrucken“ (vom kletternden Gerippe). Dagegen:

an: „anrucken“ (von Tauben), „anſchmachten“, „anglühen“, „dranpaſteten“.

ab: „abgelebt“ (von „Zeiten“ und „Frau“), „abgeſchieden“, „er hat mirs abgewonnen“.

auf: „aufſchmelzen“, „aufgeſchmückter Saal“, „aufgerecktes Ohr“ (vom Faun), „aufgeſtutzte Bäumchen“, („aufſtutzen“ auch von Fliegen), „ſich aufruhen“ (für ſich erholen).

nieder: „niedertanzen“ (das Waſſer aus der Wolke), „niederbleien“.

ein: „eingaukeln (für einſchläfern), „eindämmern“ (für einſchlummern), „eingedorrte Lenden“, „einkneten“, „Trauben einherbſten“.

aus: „auskühlen", „ausheilen", „ausſpenden", „ſich ausrollen" (von der Welle), „ausgeſchnitzt".

ent: „entfliegen", „entfließen", „entrauſchen", „entfallen", „entſtürzen", „ſich entrollen", „entriegeln", „enträtſeln", „entkräftigen", „ſich entrunzeln", „entrenkt", „entzahnt", „dem Schlaf entjauchzen" (durch Jauchzen aufwecken).

entgegen: (neben „entgegnen" für begegnen:) „entgegengehen", „entgegenkommen", „entgegentreten", „ſich entgegenbewegen", „ſich entgegendringen", „entgegenwachſen", „entgegenkeimen", „entgegenheben", „entgegenbeben", „entgegenglühen", „entgegenleuchten", „entgegenblicken", „entgegenſtarren", „entgegenſingen", „entgegenprahlen", „entgegengaukeln".

zurück: „zurückſtaunen", „zurückgedeichet" (vom Fluß); „rückwärtslaſten".

durch: „durchſchlungen", „durchdrungen", „durchmannt" (ein ſchönes Kraftwort für: mannhaft durchdrungen), „durchglüht", „die durchgeſpielte Leier".

um: „umgeben", „umſchlungen", „umknüpft", „umwunden", „umſpinnen", „umkränzen", „umlegt", „umzogen", „umfangen", „umgrenzen", „umzäunen", „umkreiſen", „umwandelnd", „umflügeln", „umfittigen", „umfließen", „umſtrömt", „umrauſcht", „umſpülen", „umgoſſen", „umwärmend", „umleuchten", „umfinſtern", „umdüſtern", „umnebeln", „umwölkt", „umſchrien", „die fremde Umlaubung" (des Efeus); „umherbuhlen", „umwühlen", „umgeſtalten".

über: „überbrauſen", „übertoben", „überſcheinen", „überkreuzt" (für kreuzweiſe gelegt), „überwölbt", „die Pein überſchleicht mich".

An einmaligen Bildungen iſt ſonſt noch zu nennen:

„unterſpreiten", „ſich emporteilen" (von der Flut), „ſich fortkrümmen" (vom Bach), „ſeitblicken", „jemandem vorfühlen". Auch: „niederwärts", „flutwärts", „wälderwärts", „bergan" enthalten eine knappe Richtungsangabe.

Der andere Fall, wo eine Zuſammenſetzung mit ſolchen einfachſten Wortelementen nicht das Stammwort inhaltlich, ſondern nur die Form ſeiner Auffaſſung betrifft, liegt in ihrem verſtärkenden Zuſatz, beſonders zu Eigenſchaftsworten. Die Worte erfahren dadurch innerhalb ihrer eigenen Dimenſion eine reine Intenſitätsſteigerung ihrer Wirkung auf uns. Da es die Dichter von jeher mit „geſteigerten Geſtalten" zu tun gehabt haben, ſind die meiſten dieſer Vorworte ziemlich verbraucht. Goethe verwendet darum nicht nur die gewöhnlichen Zuſammenſetzungen in bunter Abwechſlung, wie: wohl- („wohlgefällig", „wohlgebildet" uſw.), viel- („vielzufrieden", „vielgereiſt" uſw., „die Vielkünſtliche" iſt die Spinne), all- („allgegenwärtger Balſam allheilender Natur", „allgeliebt" uſw.), aller- („allerliebſt", „das Allerheiligſte" uſw.), allzu- („allzuzierlich"), wunder-, ur- („uralt", „Urquell" uſw.), ſondern er bereichert ſie auch durch eine, ſoviel ich ſehe, ihm gehörige Prägung, die für das Kraftſtrotzende, Urgeſunde ſeiner Auffaſſung ſehr bezeichnend iſt: die Verſtärkung mit über-. Neben ſeiner gewöhnlichen Anwendung in einerſeits: „überweltlich", „der überepiſche Kreuzzug" (= Klopſtocks Meſſiade), andererſeits: „Überdach", „Überkleid", „Übergewicht", finden wir die ſchönen Worte: „überfrei", „überſchnell", „überreich", „überbunt", „überrein", „überſelig" (von der Nacht). Auch der „Übermenſch", der ſpäter bei Nietzſche zu ſo beſonderer Bedeutung kommen ſollte, begegnet (außer im ‚Fauſt') bereits in ſeiner Lyrik (‚Zueignung' 1784).

An dieſe eigentliche Wortzuſammenſetzung mit unſelbſtändigen Elementen ſchließt ſich aber in unmerklichem Über-

gang ſofort die adverbiale Verſtärkung durch ſelbſtändige Worte. Es bleibt nämlich gleichgültig, ob die Wortzuſammenſetzung auch äußerlich (im Drucke) vollzogen iſt; ausſchlaggebend iſt allein die Auffaſſung im Hörer. Und für dieſe können zwei ſelbſtändige Wörter ſich zur Zuſammenſetzung verdichten, wenn ſie durch ihre Stellung zum übrigen Satz engſtens aneinander gerückt ſind, d. h. wenn ihr grammatikaliſches Verhältnis, das, an ſich vollſtändig, ihre Trennung bewirkt, nicht zum Bewußtſein kommt, weil es in einem anderen grammatikaliſchen Verhältnis eingeſchloſſen iſt, das die Aufmerkſamkeit beherrſcht. Das geſchieht, wenn eine ſolche ſelbſtändige Verſtärkung zu einem beigeordneten Eigenſchaftswort tritt, ſo daß beide zuſammen zwiſchen Artikel und Hauptwort eingeſchachtelt ſind. Wenn wir bei Goethe z. B. „ein ſehr erklärliches Erſtaunen", „die ganz verhaßte Sonne" uſw. finden, ſo können wir bei ſolchen Bildungen die Richtung der Aufmerkſamkeit in folgende Darſtellung bringen: „ein ſehr erklärliches Erſtaunen", d. h. ſolange die durch den Artikel eingeleitete grammatikaliſche Spannung nicht mit dem Hauptwort gelöſt iſt, bleiben zwiſchenliegende grammatikaliſche Verhältniſſe (wenn ſie kurz genug ſind), als ſolche, d. h. logiſch, unbeachtet und verſchmelzen zu bloßen anſchaulichen Komplexen. Für dieſe verſchränkte Form, auf deren Charakter als Wortzuſammenſetzung wir näher eingegangen ſind, weil er uns ſpäter noch einmal begegnen wird, hat Goethe beſondere Vorliebe. Wir können darum die Liſte ſeiner zuſammengeſetzten Verſtärkungen ergänzen durch „ſehr", „ganz", „gar", „gut", „recht", „tief", „hoch", „höchſt", „einzig" („einzig treue Lippen" uſw.), „unendlich" („die unendlich hohe Liebe" Petrarcas), „ewig" („das ewig ſchöne Leben"). Doch treten dieſe Worte teilweiſe auch in eigentlicher Be-

deutung auf, wie in: „tiefgegrabene Worte", „der einzig Angetraute", „ihr Ewiglebenden" (Muſen)[1].

In demſelben Maße, wie dieſe eigentlich und uneigentlich zuſammengeſetzten Verſtärkungen noch grammatikaliſch gebaut, alſo logiſch orientiert ſind, erheben ſie ſich kaum aus dem üblichen Sprachgebrauch. Schon poetiſcher iſt die Verdoppelung der Worte als Hilfsmittel der Verſtärkung. Man braucht nur an die Kinderſprache oder das Pidgin-English des Chineſen zu denken, der tschop tschop muchy muchy money machen will, um zu erkennen, daß man es hier mit einem primitiven Stilmittel zu tun hat, das ganz auf ſinnlich eindringliche Wirkung geſtellt iſt. Goethe, dieſer Prototyp des Schillerſchen „naiven Dichters", hat es ſich darum nicht entgehen laſſen. Für die Anrede: „Röslein, Röslein, Röslein rot!" „Dich, dich ſtrömt mein Lied!" oder die Aufforderung: „Fließe, fließe, lieber Fluß!", „ſinge, ſinge" uſw. hat es nichts Auffallendes. Auch in der Verdoppelung von Eigenſchafts-, Umſtandswörtern uſw. liegt noch nichts Ungewöhnliches: „die liebe, liebe Stimme", „daß ich ſie dichte, dichte, dicht bei ihr genießen mag", „keine, keine Schlachten mehr". Schon kühner iſt die Bildung: „waren ſieben ſieben Weiber vom Dorf" und die Zuſammenziehung in: „klein — kleiner Knabe". An dieſe Form knüpft bekanntlich Liliencron wieder an. Sehr merkwürdig dagegen und, ſoviel ich ſehe, ohne Vorgang und Nachfolge iſt bei Goethe die Verdoppelung auch von Hauptwörtern. Ich denke an die bedeutſame Stelle: „Die Glocke Glocke tönt nicht mehr". Wenn wir darin vielleicht das

[1] Auch die gewöhnliche Steigerung der Eigenſchaftsworte bringt Goethe zu beſonderer Anwendung, indem er ſie auf eigentlich nicht ſteigerungsfähige ausdehnt, wie: „die ſchweſterlichſte" (Antigone), „der väterlichſte Rat", „der letzteſte Kuß" (nach dem letzten), oder indem er ſie auf Partizipien überträgt: „das geliebteſte Mädchen".

akuſtiſche Ausſchwingen der Glockentöne empfinden ſollen, ſo weiß Goethe auch umgekehrt das ſtufenweiſe Einfallen der Glocken impreſſioniſtiſch zu malen: „Glocke, Glöckchen fügt vom Dome ſich der Andacht". Eine klangmalende Abſicht kann man auch in folgenden Verdoppelungen ſpüren: „Kommt jener nun mit Gläſern her, ſo bin ich ſtille, ſtille", „mein Vormund leiſe, leiſe bringt mich an den Bettelſtab", „hebt ſich lang und langſam aus dem Bett empor", „küßten nach Lüften". Noch mehr auf muſikaliſche Wirkung gehen ſolche Wendungen, die im Steigen und Fallen der Lautwerte geradezu einer einfachſten Tonfolge entſprechen: „Luft iſt ſtill und Lüftchen ſtille", „das liebe, lange Leben lang", „drei lange, lange Nächte lang". Ganz rhythmiſch gebaut iſt der Satz: „lange, liebe Liebe lang". Bei ſolchen Stellen wird es uns klar, warum die meiſten Goetheſchen Gedichte von jeher zur Kompoſition herausgefordert haben.

In derſelben Weiſe wie zur Verſtärkung des Sinns, kann bei Adjektiven und verwandten Beiworten die Wortzuſammenſetzung auch zu ſeiner näheren Beſtimmung dienen, indem das Vorwort nicht mehr bloß auf die Intenſität, ſondern die Qualität des Stammwortes einwirkt. Dieſe qualitative Beſtimmung, gleichſam die farbige Nuancierung der Beiworte kann alſo ebenfalls in zwei Formen auftreten: in einer nebengeordneten, die, ohne grammatikaliſche Verknüpfung, eine wirkliche Wortzuſammenſetzung darſtellt, und einer untergeordneten, die noch grammatikaliſche Vollſtändigkeit und damit logiſchen Charakter hat, der, wie dargelegt, in einer verſchränkten Form wenigſtens der Wirkung nach aufgehoben iſt.

Auch hier müſſen wir von dieſer letzteren, gewiſſermaßen halbgrammatiſchen Wortzuſammenſetzung ausgehen, die dem Beiwort, meiſt in Partizipialform, durch vorgeſetzte Adverbien die verſchiedenſte nähere Beſtimmung geben

kann. Dabei leitet dieſe Form unmittelbar aus der entſprechenden Verſtärkung über, inſofern, wie wir ſahen, dieſelben Vorworte je nach der Anwendung als intenſive oder qualitative Zuſätze wirken können. (Daß dazu eine gewiſſe Verblaſſung ihrer Bedeutung gehört, iſt eine Erſcheinung, auf die wir ſchon weiter oben aufmerkſam machten.) Für die Antike charakteriſtiſch, wird dieſe Bildung von unſeren Klaſſikern, und ſo auch von Goethe, zu neuer Blüte gebracht. Und zwar können wir für ſie wieder zwei Formen von zunehmender Anſchaulichkeit des Verhältniſſes unterſcheiden. Offenbar enthält nämlich die nähere Bezeichnung durch Adverbien in der unflektierbaren Form von Partikeln noch nichts davon, ſondern ſtellt nur die äußerſte Verkürzung eines logiſchen Verhältniſſes dar, das aber — und daher nehmen wir das Recht, hier davon zu ſprechen —, indem es in der anſchaulichen Enge der eingeſchachtelten Form auftritt, in uns die Illuſion erweckt, *als ob* wir es mit einer anſchaulichen Verſchmelzung zu tun hätten. Für die faſt eigenſinnige Pflege dieſer verfeinerten Form bei Goethe iſt es bezeichnend, daß er ſie nicht nur auf Partizipien (die als Zeitwörter noch mehr zu einer logiſchen Beſtimmung auffordern), ſondern auch auf Eigenſchaftsworte anwendet. Neben: „der ſchon entſchiedene Hang des Menſchen", „dieſes Tages noch geſchloſſne Blüte", „bei halb geraubten Küſſen den ſonſt verdeckten Buſen zeigen" uſw., finden wir ſo: „die bald welke Roſe", „das ringsum ſteile Schloß", „die doch bittere Schere" (der Parze).

Von hier aus erhebt ſich zu größerer Anſchaulichkeit die eigentliche adverbiale Beſtimmung, ein Feld, das Goethe nicht weniger fruchtbar angebaut hat. Wie ſehr ſie in ihrer verſchränkten Form einer Wortzuſammenſetzung gleicht, kommt darin zutage, daß ſie hier oft ſchon äußerlich zuſammengezogen wird, was in ihrer aufgelöſten Form nie

geſchieht: „das leichtbewegte Herz" — das Herz iſt leicht bewegt, „vollſchwellende Tränen" uſw. Im übrigen kann es nicht unſere Aufgabe ſein, dieſes Material auszubreiten, das, in ſeiner logiſch-grammatiſchen Struktur, noch nichts weſentlich Impreſſioniſtiſches zeigt. Wohl aber müſſen wir auf eine beſondere Goetheſche Anwendung hinweiſen, die das Gefühl für dieſen grammatiſchen Unterbau bis zum Verſchwinden bringt. Er ſetzt nämlich mit Vorliebe das Adverbium dem Sinne nach nicht in Beziehung zum Partizip, zu dem es grammatikaliſch gehört, ſondern zum Hauptwort. Indem dadurch beide zuſammen zu dieſem im Verhältnis von Eigenſchaftsworten ſtehen, kommt ihre wechſelſeitige Abhängigkeit nicht zur Wirkung und hat einer tatſächlichen Koordinierung Platz gemacht. Wenn er z. B. „die höchſtbeſtimmte Vollendung" ſagt, ſo meint er nicht die Vollendung, die höchſt beſtimmt (eindeutig) iſt, ſondern die höchſte Vollendung, die beſtimmt (vorgezeichnet) iſt. In demſelben Sinne finden wir: „die ſchön bezeichnete Stunde" (für die Schäferſtunde), „die ſchön gefärbte Wange", „das feucht verklärte Blau" (des geſpiegelten Himmels), „die altberühmte Stadt", „wild zerſtörter Geiſt", „heiter entzückten Geſichts", „die leichtgekämmte" Cirrus- gegenüber der „feſtgebildeten" Cumulus-Wolke, „großgemeſſne Weite", „ſchwarzvertiefte Finſterniſſe" uſw.

Dieſe Bildungen leiten uns alſo bereits zu den reinen Koordinierungen über, wie ſie zwei gekoppelte Eigenſchaftsworte darſtellen. Hier ſteht zwar das erſte in jener elementaren (ungebeugten) Form, die zugleich Adverbialform iſt. Aber ſelbſt wo eine adverbiale Abhängigkeit zum zweiten zu konſtruieren iſt, wo alſo das erſte deſſen Erſcheinungsform darſtellt, iſt dieſes doch wieder bloß Erſcheinungsform des Hauptwortes, auf das es darum ſeine eigenen Beſtimmungen unvermindert überträgt. Wenn Goethe z. B. von

einer „barbariſch bunten Mundart“ ſpricht, ſo tritt wohl zunächſt darin das Bunte der Mundart in barbariſcher Weiſe auf, aber eben dadurch wird zugleich die Mundart ſelber als barbariſch charakteriſiert. Indem alſo die Beſtandteile der Wortzuſammenſetzung, mehr oder weniger unabhängig von einander, jedenfalls beide in gleicher Weiſe auf das Hauptwort gerichtet ſind, können ſie mit einem Blick als eine anſchauliche Einheit umfaßt werden. Dieſe ſteigert ſich geradezu mit ihrer logiſchen Unvereinbarkeit, um ihren Höhepunkt in ſolchen Koppelungen zu erreichen, die aus Gegenſätzen beſtehen: „der Erde tätig-leidendes Geſchick“, „geheimnisvoll offenbar“, „willig gezwungen“ uſw. Indem hier eins das andere logiſch erſchlägt, geben ſie ſich als bloße Schattenbilder der menſchlichen Seele, als ſymboliſche Grenzpfähle einer einzigen großen Impreſſion, die in jedem Augenblick nach jeder Richtung unendlich iſt. Der Dichter malt hier mit Worten, wie der Pointilliſt mit Farben. Alle Erſcheinung löſt er Klecks an Klecks in komplementäre Gegenſätze auf, damit ſie im Beſchauer, dem ihre Einheit zu vollziehen überlaſſen iſt, zum „richtigen“ Eindruck zuſammengehen. Aber nicht nur für dieſe extreme Richtung läßt ſich die Parallele dieſer Wortkoppelung zur Malerei verfolgen. Sie iſt geradezu das gegebene Mittel für poetiſche Porträts, das Goethe mit der Freude des Entdeckers ausgebildet hat. Mit zwei knappen Strichen umreißt ſie lebendig eine jede Phyſiognomie. Da iſt „der fleißig kalte Gerhard Dow“ neben den „dumpf willkürlich verwebten Geſtalten“ Breughels. Im Hain von Ilmenau ſieht man Karl Auguſt, der ſonſt mit „männlich ſteter Hand“ zu regieren weiß, „nachläſſig ſtark“ die Schultern drücken und „gutmütig trocken“ an der Unterhaltung teilnehmen, während ein anderer „ekſtatiſch faul“ ſeine Knochen dehnt. Und nun erſt Schiller! Wie „bequem geſellig, anſchlie-

ßend wohlgefällig" iſt er im Umgang, wie „raſchgewandt, geiſtreich und ſicherſtellig" fließt ſeine poetiſche Produktion! „Unſchätzbar herrlich" iſt der Schädel, der ſolchen Geiſt umſchloß!

Wenden wir uns von den Eigenſchafts- zu den Hauptwörtern, ſo betreten wir damit dasjenige Gebiet, wo die ſchon erwähnte Neigung der deutſchen Sprache zu Zuſammenſetzungen am ſtärkſten vorgearbeitet hat. Aber auch hier hat ſie darin zunächſt nur ein Mittel zur Verkürzung, noch nicht zur Aufhebung der logiſchen Funktion ausgebildet. Es iſt nun bezeichnend, daß Goethe auch dieſe gewiſſermaßen vorpoetiſche Form der Wortzuſammenſetzung gern heranzieht. Da wir aber nicht überall einen dichteriſchen Formwillen vorausſetzen dürfen, müſſen wir unſere Beiſpiele im allgemeinen auf neue und kühne Bildungen beſchränken.

In der Koppelung von Hauptworten tritt der logiſche Einſchlag in der meiſt genitiviſchen Anwendnng (deswegen aber nicht immer genitiviſchen Form) des einen zutage, die in die Wortzuſammenſetzung eine feſte Über- und Unterordnung hineinträgt. Man braucht hier nur auch den Artikel genitiviſch zu wenden, ſo wird aus dem Doppelwort eine vollſtändige grammatikaliſche Beziehung, und damit aus der anſchaulichen Zuſammenſetzung eine begriffliche Auseinanderſetzung: „der Schleierflor" — der Schleier Flor, „die Blitzesſchnelle" — des Blitzes Schnelle, „das Schneegeſtöber" — des Schnees Geſtöber uſw. Aus dem Goetheſchen Formenreichtum auch auf dieſem Gebiet greifen wir die Zuſammenſetzungen heraus, die er allein um den einen Begriff Felſen rankt: „Felſenhöhe", „Felſenſpitze", „Felswand" (auch: „Felſenwand"), „Felſenort", „Felſenſtrecken", „Marmorfelſen", „Felſenquell", „Felſenpfad", „Felſenweg", „Felſengrund", „mit alter Felſendauer",

„Klippenwarte". Unüberſehlich werden die Beiſpiele, wenn wir den Vorſtellungskreis noch ausdehnen auf: „Buſchrevier", „Waldrevier", „Hügelgebüſch", „Waldgebüſch" uſw. Sicherlich dürfen wir hierin einen Niederſchlag des großen Eindrucks ſeiner Schweizer Reiſen erblicken.

Dasſelbe grammatikaliſche Verhältnis genitiviſcher Abhängigkeit kann aber in der Auffaſſung bis zu einem bloßen Vergleichsverhältnis gelockert ſein, wenn nämlich das Stammwort im Verlaufe des ganzen Satzes bereits ſeine Zugehörigkeit, alſo grammatikaliſch eben einen genitiviſchen Abhang gefunden hat (ohne daß er immer in dieſer Form auftritt). Z. B. „Todesſtille" enthält an ſich eine genitiviſche Abhängigkeit: die Stille des Todes. Wenn aber Goethe vom Meere eine Todesſtille ausſagt, ſo meint er eben die Stille des Meeres, die ſtill *wie* der Tod iſt. Die „Rieſenſchultern" des Atlas, das „Götterſelbſtgefühl" des Menſchen uſw. gehören zu dieſen genitiviſchen Wortzuſammenſetzungen im uneigentlichen Sinne, die ebenſo noch ganz der landläufigen Sprache angehören, wie ſie für Goethe häufig zu belegen ſind.

Eine ſchon mehr verſteckte logiſche Über- und Unterordnung ihrer Hälften enthalten ſolche Wortzuſammenſetzungen, die, grammatikaliſch aufgelöſt, einer präpoſitionellen Verbindung bedürfen. So ſetzt z. B. „Schneegewand", „Lindengang" uſw. ein unterdrücktes aus oder von voraus, „Nachtgänge" ein in, „Gipfelgänge" (des Gebirgsbaches) ein auf, „Gartenverwandte" (für: Blumen) ein durch, „Beſitztumsfreuden", „Ernteträume" ein an, „Hungergeheul" ein vor, „Rettungsdank" ein für uſw.

Je weniger ſich dieſe grammatikaliſche Beziehung aufdrängt, d. h. je ungewöhnlicher ihre vorliegende Anwendung iſt, um ſo impreſſioniſtiſch erlebter wirkt die Verbindung; z. B.: „Flügelſpeichen" für Speichen (Rad) *mit*

Flügeln, „Blütenſänger“ (vom Kuckuck) für Sänger in den Blüten uſw.

Eine andere Unterordnung liegt vor, wenn das eine Teilwort nur eine verkürzte verbale Beſtimmung des anderen darſtellt, wie in: „Klapperbleche“, „Flatterſchar“, „Dämmerſchein“ uſw., oder für eine ebenſolche adjektiviſche Beſtimmung ſteht: „Prachtkleid“ für prächtiges Kleid, „Erdgefühle“ für irdiſche Gefühle, „Wunderdinge“, „Blumen-Würzgeruch“ uſw.

Freier erhebt ſich über dieſe grammatikaliſche Subordinierung die bloße Koordinierung der Worthälften. Zunächſt ſchließt ſie gewöhnlich einen Vergleich, d. h. grammatikaliſch ein vermittelndes „wie“ ein: „Heringsware“, „Perlenſchaum“ des Weines, „Löwenkrieger“ mit „Flammenſchwertern“ uſw.

Ihren impreſſioniſtiſchen Höhepunkt erreicht die Zuſammenſetzung ſchließlich in Koordinierungen, deren Beſtandteile ſich vollſtändig gleichwertig gegenüberſtehen: „Menſchenwölf’“ und „Drachenweiber“. Wo ſie vollends logiſche Gegenſätze ſind, ſchließen ſie von vornherein jeden Verſuch eines immer wachen logiſchen Ordnungstriebes aus: „Gottmenſch“ für Chriſtus ſowie das echt Goetheſche „Gottnatur“ und „Kunſtnatur“, in denen das ganze Bekenntnis ſeiner philoſophiſchen und künſtleriſchen Weltanſchauung in nuce beſchloſſen liegt, ſind die geraden Vorläufer des Dehmelſchen: „ich will, muß, ich willmuß fliegen.“

Ähnlich liegen die Verhältniſſe, wenn Hauptworte zu Eigenſchafts- und Zeitworten treten.

Bei Eigenſchaftsworten erſcheint die genitiviſche Abhängigkeit in Zuſammenſetzungen mit — los — voll — reich, deren ich bei Goethe allein 46 verſchiedene zählte. Sonſt iſt noch „liebenswürdig“, „lebenswürdig“, „wünſchenswert“, „lieb- und ſchadenfroh“ zu nennen. Außerdem

gehört aber hierher die adjektiviſche Wendung genitiviſch gebundener Hauptwörter wie: „ſchlangenknotig", „ziegenfüßig". Eine ebenſolche, akkuſative Bindung liegt „wundertätig" zugrunde. Auch eine dativiſche Abhängigkeit iſt möglich wie in „göttergleich", „ſeraphgleich", „luchsgleich". Präpoſitionell gebunden ſind Wendungen wie „ahnenſtolz", „gaſtverwandt" oder das ſcharfgeprägte „ſcheinfrei", das ein philoſophiſcher terminus zu werden verdiente.

Für eine adjektiviſche Beſtimmung ſteht das Hauptwort in: „zauberleicht" (zauberhaft leicht), „lebensreger Drang" (lebendig reger)[1], für eine verbale Beſtimmung in „gabeſeliger Mund", das nach Analogie von redſelig gebildet, ein reizendes Beiſpiel Goetheſcher Worterfindung zu dem unerſchöpflichen Thema: Liebe iſt.

Die Koordinierung des Hauptworts zum Eigenſchaftswort ſchließlich kann nur in Vergleichsform auftreten: „felſenfeſt", „ſonnenklar" uſw.

Eine umgekehrte Koppelung von Eigenſchaftswort zu Hauptwort gehört, ſo ſelten ſie iſt, zu den bevorzugten Bildungen Goethes, wenn ſie ihm nicht allein gehört. Ich fand (außer den ſcherzhaften „Gutmann und Gutweib", die mehr als Eigennamen wirken): „Frohmahl", „Hochgeſang", „Hochberuf", „Vollgewühl", „Vollgewinn", „Vielgenuß", „Vielgebilde". Eher ſind dieſe Wortzuſammenſetzungen in adjektiviſcher Form gebräuchlich: „vollgehaltig", „gutherzig", „hohläugig", „langbeinig", auch in Partizipalform: „langgehälſt", „viergefüßet".

An Zeitworte iſt das Hauptwort zunächſt in dem entſprechenden Caſus gebunden. Als Akkuſativ hängt es aus-

[1] Man kann dieſe Bildung auch als Umſtellung anſehen für „reger Lebensdrang", vergl. „bitter viel Beſchwerden" (für viel bittere Beſchwerden) und überhaupt die unechte adverbiale Zuſammenſetzung, der wir oben begegneten („die höchſtbeſtimmte Vollendung" uſw.).

nahmslos an Partizipien praesentis, eine Zuſammenſetzung, die in den feſtſtehenden Schmuckworten der Antike ihr klaſſiſches Vorbild hat. Goethe kennt ſie nicht nur in dieſem generaliſierenden Gebrauch: „des Freundes elendtragender Arm", „des Mädchens ſorgenverwiegende Bruſt", ſondern weiß ihr auch eine aktuelle Richtung zu geben, wie in „liebahnend", „wärmefühlend" und den ſchon genannten „wellenatmend", „ſturmatmende Gottheit". Als Dativ fand ich das Hauptwort nur einmal angefügt in: „tagverſchloſſene Höhlen".

Wo eine ſtillſchweigende Präpoſition die Vermittelung bildet, iſt es in erſter Linie: von bei Partizipien perfecti passivi: „neidgetroffen", „ſonnbeſtrahlt" uſw. Obgleich ebenfalls der Antike entlehnt, läßt ſich in dieſe Wendungen zum Teil eine ganz realiſtiſche Anſchauung legen.

Doch erſcheinen auch andere Präpoſitionen als vorausgeſetzte Verbindung vor anderen Verbalformen: „ſinnbegabt", „wärmumhüllen" (mit), „freudebrauſend" (vor) uſw.

Eine Koordinierung andererſeits iſt auch hier nur vergleichsweiſe möglich, aber ſelten: „flammengezüngte Schlange", „ziegengefüßeter Pausback".

Wenn wir unſere Leſer durch das Labyrinth dieſer methodiſchen Ordnung führen mußten, ſo geſchah es, um zu zeigen, wie verſchiedenartig eine Wortzuſammenſetzung gebaut ſein kann. Und je nach der Durchſichtigkeit dieſer grammatiſchen Struktur, d. h. je nachdem wir zu logiſcher Auflöſung der zugrundeliegenden Verbindung oder zu ihrer anſchaulichen Verſchmelzung getrieben werden, iſt erſt die Frage zu entſcheiden, ob reſp. wie weit die Wortzuſammenſetzung ein impreſſioniſtiſches Stilmittel darſtellt. Wenn wir darum nunmehr die breite Fülle ihrer hauptſächlichſten Goetheſchen Anwendungen im folgenden nicht mehr me-

thodiſch zerlegt, ſondern nach ihrem inhaltlichen Zuſammenhang bringen wollen, werden wir es dem Leſer überlaſſen können, jeden einzelnen Fall auf ſeinen impreſſioniſtiſchen Charakter ſelber zu prüfen.

Um mit dem allgemeinſten und zugleich höchſten Begriff anzufangen, ſo iſt ihm Gott, „der ewige Meiſtermann", zugleich „Weltgeiſt", „Weltſeele". Darum verehrt er auch die Natur als „ein heilig öffentlich Geheimnis", das überall auf „das überweltlich Große" hinausweiſt. Niemals fühlen wir das mehr, als wenn in „hohen Sternennächten" die „himmelhohen Sphären" der „ſchöpfriſch jungen" Planeten „im Göttertraum" auf uns herniederſchauen, wenn „ſternhell" der „lichtbeſäte Raum" uns die „Nachtsherrlichkeit" aufgehen läßt, die alle Kreatur mit dem „Götterbalſam" Schlaf erquickt. Aber auch auf „Nachtgängen in der Mondendämmerung" tritt ſie uns entgegen. Nicht weniger wie der „Liebesblick der Sterne" wirkt das „Schauerlicht des Mondenſcheins" auf uns, der zur „Geiſterſtunde" ſeinen „Zauberhauch" entfaltet und die Welt mit „Nebelglanz" erfüllt. Und wie dann dieſer „Nebelduft" zum „Morgennebel" wird, erwacht die Erde, die „ängſtlich ſtill" im „Morgenſchlummer" lag, aus „Morgenduft" zum „Morgenlicht", das alle Phaſen vom „Morgenſchimmer" bis zum „Morgenſtrahl" durchläuft. Dann liegt der „Morgenhain" im „Morgenglanze", „morgentaulich" ſtehen Gras und Bäume, und gar erſt „morgenſchön" grüßt uns die Roſe. Denn „Morgenblumen lieben den Himmelsduft". Bald macht ſich dann „der Sonne Muttergegenwart" bemerkbar. „Freundlich ſchön" ſcheint ſie in „milder Sonnenhelle". Und wenn ihre „Feuerliebe" gar zu heiß auf uns niederbrennt, dann ſuchen wir „des Buſches Zitterſchein" auf oder die „Schattenlinde" im „Schattental". Nur zu bald kommen die „Abendſtunden", wo „der Mutter Sonne

Scheideblick" nur noch ſchräg die „Flammengipfel der Türme" trifft, und wenn auch „der Scheideſonne letzter Strahl" vorüber iſt, vergeht das „Abendlicht" am „Abendhimmel" und uns umſäuſelt „Abendwindeskühle". Aber ſolche heitere Tage ſind gezählt. Nicht immer hebt ein „himmliſch leichter Zwang" die „Wolkenhügel" nach oben, daß ſie zum „Wolkenbett" ſich türmen; mit gleicher Macht zieht „Erdgewalt" die „Wolkendecke" abwärts. Aus dem „Regengewölk" bricht der „Wetterſchein", der ſich in „Regenſchauern", wenn nicht gar im „Schloßenregen" und „Schloßenſturm" austobt. „Kieſelwetter" ſtürzen ins Tal und verwandeln den Weg in einen „Schlammpfad". Aber wehe dem, den der „tauſendſchlangenzüngige" Nord erſt auf dem Meere überraſcht. „Reiſefreuden wähnend wie des Einſchiffmorgens", war man mit dem „erſten Segenshauch" auf die „Waſſerbahn" hinausgefahren, und Freunde hatten noch „im Freudetaumel Hoffnungslieder nachgejauchzt". Aber bald ſpielen „gottgeſandte Wechſelwinde" mit dem „angſterfüllten Ball". Nicht minder gefahrvoll iſt die Reiſe in den Bergen. „Mit Gemſenfreche" muß man das „Schlangengewinde" des „Wolkenſtegs" verfolgen, der rings im „Felſenſaal" eingeſchloſſen bis zu „des Gebirges ſonnebeglänzter Stirn" führt. „Ein Labequell durchdringt die Glieder", wenn man am Ziel anlangt. Aber wie ſchön iſt es dafür im „Dickichtsſchauer" „waldbewachſener Gründe"! Ilmenau beſonders, dieſer „Fichtenſaal", iſt ein „Zaubermärchenland". „Freudehell wie ein Sternenblick" entſpringt hier oben der Quell, um „jünglingfriſch" ſich durch die „Gipfelgänge" zu zwängen. In „Wolkenwellen", „Rieſelwellen" ſtürzt er von Fels zu Fels, „reißt mit frühem Führertritt die Bruderquellen fort", und bald wächſt ſein „Waſſerſchwall" zum „ſchlangenwandelnden", „ſilberprangenden", „freudebrauſenden" Strom, umkränzt vom

„Haargezweige" der Weiden. Die Wimpel wehen von den „Zedernhäuſern", die er trägt, an ſeinen Ufern baut ſich als Schöpfung ſeiner Fülle die Stadt, „des Landes Mittelthron", „aller Wünſche Friedensport". Um die „farbig helle" Kirche reihen ſich „lampenhelle" „Marmorhäuſer", die „im hohen Väterſaale" die „Vaterlandesart" bewahren. Da iſt jedem Bedürfnis bis zum „Semmelort" Rechnung getragen. Und weiter draußen liegt auch gleich das „Mühlgehege", das mit „zinnenhoher Mauer" den „ländlich geſelligen Herd" umſchließt. „Neugiergeſellig" ruckt der Tauber auf dem „niedlich glatt gemähten Graſe". Von der „Gartenzinne" überblickt man mit „Seelenfreude", „voll von Ernteträumen" die Natur und erkennt dankbar in der kleinſten Pflanze ein „Wundergebild". Wenn die „Frühlingsſonne" die „neulebendigen Zweige" aus dem „Mutterſchoße" lockt, wenn „im Blütendampfe die Welt geſegnet" iſt, dann ſpürt man überall „in Liebesdumpfheit und -kraft" dieſelbe „innre Schöpfungskraft" am Werke, die nur im Menſchen zu „Liebesklarheit und -kraft" geſteigert iſt. So hat jede Jahreszeit neuen Reiz. Nicht nur der „Frühlingstag" iſt ſchön, wenn wir ſchon am „Frühlingsmorgen" eines „Maitags" im „Blütenregen" durch „Blumentäler" wandern, wo die „lieberfüllten Sänger" ihre Lieder ſchmettern und ſelbſt die Blumen dem Bach mit „Liebesaugen" ſchmeicheln. Wir genießen auch „die ſchöne Sommernacht", wenn der „Sommerſonnenſchein" im „Sommerabendrot" verglühte. Dann entſendet „die Blumenkönigin" und ihre „Gartenverwandten" „Blumen-Würzgeruch" und „der treue Gartengenoſſe", der Baum, miſcht dazu den „Orangenduft" ſeiner Blätter. Aber nicht nur bunte „Sommervögel" (Schmetterlinge) wohnen in dieſem Idyll. Die Erde iſt auch der „Gebärort ſchädlicher Inſekten, Mörderhülle ihrer Bosheit". Da iſt die „geſchäftig frühe Fliege", die „langbeinige

Spinne", dieſe „Prachtfeindin", die „viergefüßete Wanze" und das ganze andere „Teufelsgezüchte", das am Zerſtörungswerk des Sommers arbeitet. Bald kommt der „Oktobernebel", der das „Nebeltal" mit „Nebelgerieſel" erfüllt, und wieder ein anderes Geſicht zeigt zur „Winterſtunde" die Natur: „Reifgehänge" an den Bäumen und auf allen Wegen „Schneegeſtöber" der „Himmelsflocken", in der Ferne der „ſchneebehangene Scheitel" „ſchneebedeckter Höhen", dazwiſchen der helle Ton des „Schlittengeläutes" und das frohe Treiben auf dem „Waſſerſpiegelplan". Aber auf alles legen ſich doch lähmend die langen „Winternächte". Bis der Winter „ſein Schneegewand verliert und hinter ſich die Nebelſchleier wirft", bis „des Jahres Flügelſpeichen" mit dem neuen Frühling den Kreis des Werdens und Vergehens ſchließen.

Und dieſes „tätig-leidende Geſchick" der Erde mit allen „Erdeſchranken", „Erdefeſſeln" teilt, als „Erdeweſen" wie ein andres auch, der „Erdenſohn" Menſch. Auch ſein „Erdeleben" iſt eingeſchloſſen in einen „Kettenring von Wonn' und Wehe". „Sterblich Glückliche", die da „wähnend ſelig" aus „Traumglück und Traumgefahr" nie erwachen! „Schwimmend ruhig" atmet der Säugling in der Wiege. Aber kaum iſt er Herr des erſten „Kinderwillens", ſo beginnt ſich das „leichtunruhige Gefühl" der Jugend zu regen. „Mit Freudebeben" ſtürzt ſie ſich in „jugendlich frohen Genuß". Aber „die ſchmerzlich überſpannte Regung" des „düſter wilden" Jünglings „vergaukelt" ſich in „Blütenträumen" und verſäumt, während ſie „mit Zauberſchatten ſtreitet", die kurzen „Wonnetage des Glücks". Bald lernt er die „Zweifelſorge" kennen, die „gräßlich gelaſſen" ſeine „ſchmerzbeladne Bruſt" mit „Sorgenſchwere" bedrückt. Und gar von „Schauerbildern" wird er umfangen, wenn er ſich in dem „Weltgewühl" des „ſündlich menſchlichen

Geſchlechts" umſieht. Von „ſchlangenknotiger Begier" iſt der ganze „Menſchenſtrom" durchſchlungen. Wo er „gutherzig" entgegenkam, ſtößt er auf „eiſig ſtarren" Selbſtſinn, auf den „Hungerſinn" des Geizes „mit den Klauenhänden" und den „luchsgleichen Blick" des Neides. Der „Lumpenhunde" gibt es überall. Und wenn er dann tiefer blickt, muß er erkennen, daß wir nur „ſcheinfrei" ſind. „Augentrug" iſt alles, was uns umgibt, und die Erſcheinungen, die tot ſind, ſobald wir ſie analyſieren, gelangen nur zu einem „Folgeleben" durch uns, wenn wir ſie ſynthetiſch begreifen. Aber er ſoll ſich deswegen nicht „altklug" verſchließen, ſich vielmehr mit „Geiſtsvertrauen" den „freien Lebensblick" für die „Lebensbahn" bewahren, und, ohne gerade „Hans Ohneſorge" zu ſein, vom „Flügelſchlag" der „Hoffnungsluſt" belebt bleiben. Er ſoll in ſich die „Lebensglut" hüten und „das Gewiſſen Sonne ſeinem Sittentag" ſein laſſen. Nur zu bald endet doch ſein „Fremdlings Reiſetritt" auf dem „Totenhügel" oder in der „Todesglut"[1] der „Flammengrube". Wohl ihm, wenn er da, wie Chriſtus „den Todesblick vom Schmerzenshügel" tat, auf „traurig ſchöne Jahre" zurückſehn kann. „Ein ſchreckhaft mitternächtges Läuten", ein letzter „Trauerglanz" und alles iſt vorbei. Das ſind wohl noch „die göttlich-unverändert-ſüßen" Lippen, aus denen das Leben ſprach, aber wohin iſt „der herrlich edle Kern" des „tot erblaßten Hauptes"? Wohl kann man noch am „hohläugigen" Schädel die „gottgedachte Spur" des „Geiſterzeugten" erkennen, aber für immer iſt in „Moderkälte" die „Götterpracht" der „zierlich tätgen Glieder aus Lebensfugen zerſtreut".

Da nehmen die Menſchen in „Herzfrömmigkeit", die niemals zum „Kinderſpott" wird, ihre Zuflucht zu einer

[1] Eigentlich für den Fiſch von der Sonne geſagt.

höheren Macht, die ſie in „wundertätgen Bildern" verehren. Ihr zollen ſie „Opferſteuern und Gebetshauch" in der Not, und „glühen Rettungsdank", wenn ſie beſchworen iſt. Und wie „Opferſäule flammt und rauchet", ſo teilen ſie in „Andachtswonne" „Geiſts- und Liebesflammen" „Wonneſchaurig" erleben ſie im „Palmenjubel" des Advents[1] die Auferſtehung Chriſti, die ihnen Bürgſchaft iſt daß ſie ſelbſt dereinſt in ſeinen „Sternenſaal" eingehen. Hat er doch, als er mit den ‚Feuerrädern" ſeines „Siegeswagens" die „Höllenfahrt" antrat, ſeine „Siegesfahne" bis in die „ewig finſtere Nacht" des „Höllenſumpfes" getragen, wo die „traurig abgeſchiedenen Seelen" inmitten eines „Feuermeers" von „Schwefelflammen", eines wahren „Feuerorkans" im „Sündenſchlafe" liegen. Man braucht deshalb noch nicht zu den „dumpfen Pfaffenchriſten" zu gehören, und ebenſo an den „Himmelsglanz" von Erſcheinungen, wie an „Menſchenwölf' und Drachenweiber" zu glauben, die den „Hexenort" mit „Rundgeheule" und „Luſtgeſchrei" erfüllen, nicht anders wie die Heiden „die Schlangenfackel der Erinnen", „den ziegengefüßeten Pausback" und Sirenen „zöpfumflochtenen Haupts" hatten. Man braucht aber auch nicht wie der „Himmelsſohn" Mönch ſich mit „Reueliedern" zu kaſteien und ſeine „Lebensruh" in gänzlicher Abkehr von dem „Weltwirrweſen" zu ſuchen.

Nein, die „geſellig edlen Triebe" des Menſchen verlangen es, daß er „Geſellſchaftsgeiſter" ſucht, wenn nur ſein Umgang ſich in „edler Geiſterſchaft" bewegt. Auch Treue, Freundſchaft, Weisheit ſind „Götternamen". Im „Feierwams", im „Prachtkleid", ohne deswegen „ahnenſtolz" auf das „Bettlergeſchlecht" herabzuſehen, kommt man beim

[1] Goethe verſteht darunter die „Ankunft" in Jeruſalem, alſo Palmſonntag.

„Frohmahl" zuſammen, um unter „Luſtgeſängen" „mit Rednergebärden und Sprechergewicht" „Märchenſcherz" zu tauſchen. Wer wird da „maulfaul" „kein Sterbenswort" ſagen! Nicht „eines Gaſſenvolkes Windesbraut", ein „heftig ſtrenges" Wort der Fama ſoll „naſeweis" weitergetragen werden: die „Weinesglut" im „Glaskriſtall" findet überall den „Herzensausdruck" und bringt manch „geiſtreich aufgeſchloſſnes Wort", manch glückliches „Wortgepräg" zutage. So ſchlingt ſich der harmloſe „Freudenkreis" durch die Wochen. Für die Jugend gibt es „Feiertänze", wo die Tänzer bald „behaglich[1] aufgeſchmückt ſtolzierend" wandeln, bald „taktbeſtändig" in „Wechſelflucht" ſich bewegen. Und wenn ſie ſo „geheim geſchäftig" ſich durcheinander drehn, entſtehen wunderbare Tanzfiguren „Dämmrungsfäden, Mondenblicke, Nachtviolenduft verwebend".

Aber aus den „Blumenfeſſeln" der Freundſchaft entſteht leicht ein anderes „Zauberband", das „zauberleicht" und doch „rein genau" zu binden weiß: die Liebe. Wer einmal „der Liebe Bruderwort" vernahm, der bleibt von ihren „Zauberliedern" in ihren „Zauberkreis" gebannt. „Neugierig ſchnell" war uns ſchon manches Weib begegnet, wie hatte jetzt auf einmal das „Liebesgefühl" mit „verderblich holder Flamme" uns ergriffen? „Sittſam ſtill" war das Mädchen eingetreten, „ſchmiegſam herrlich" in ihrer „Jugendfülle". Und ihre „Jugendblüte" im „Nebelkleid der Unſchuld" hatte den Jüngling ergriffen wie ein „göttlich einziges Erſcheinen", aus „des Gottes uranfänglich ſchönem Denken" geboren. „Schamrot" war ſie zurückgetreten und hatte „ſittenrichtriſch ſträflich" auf ihn geſehen. Und

[1] Dies wiederum ein Goetheſcher Lieblingsausdruck, vergl. „in ſeinem Seſſel ſich wohlbehagen", „herzliches Behagen", „der Graf im Behagen des Traumes", „mit des Bräutigams Behagen" und aus ‚Fauſt' „urkräftiges Behagen".

als ſie ihm die Schale reichte, die er „haſtig lüſtern“ trank, da wurde ihm ſo „liebebang“. Seitdem iſt ſein „wild zerſtörter Geiſt“ „liebekrank“ nach ihrem „friſchen Geſundheitsblick“ und in ſeiner „Herzensnot“ betraut er die „Wolkenboten“ mit ſeinem „zärtlich jugendlichen Kummer“. Aber auch ihr „Blütenherz“ hat im erſten „Herzensregen“ „liebahndend“ „das Liebewehen“ geſpürt. „Mit Seelenfreude“ ſieht ſie die „Hoffnungsfülle“ ihres Buſens und „ängſtlich liebevoll“ tritt ſie ihm nun entgegen. Eine Roſe hatte er in der Hand, „ein unwiderſprechlich allgemeines Zeichen“. Wer kann da ſagen, wie es weiter geſchah? Aus ſeinen „Feuerblicken“ ſprach die „Liebesglut“ und entzündete auch in ihr das „Liebesfeuer“, daß ihre „Liebesblicke“ ihm auch ohne Worte Antwort gaben. Und aus dem „Wechſelblick“ wird „Wechſelhauch und Kuß, Liebesüberfluß“. Mit dieſem „Götterbrot“, das auf ſeinen Lippen wie „Balſamfeuer“ brennt, muß ſie den „Minneſold“ bezahlen, und „willig gezwungen“ iſt er dafür in ihrem „Filetſchurz“ gefangen. Da wird „liebgekoſt und liebgeherzt“. Wer bliebe auch vor ſoviel „Liebreiz“ kalt: „liebrunde Wänglein“ und ein „gabeſeliger Mund“, dazu die „Zauberbande“ zweier „Liebesarme“, „Engelsarme“! Und wie iſt ſie jetzt „liebenswürdig zahm“. „Lächelnd ſtumm“ umarmt ſie den Geliebten. Nur wird er gar zu „launiſch froh“, da gibt es manch „mutwillig derben Schlag“. Ja, das „leidigliebe“ Mädchen läßt ihn alle „Liebeswonne“ und „Liebesqual“ zugleich auskoſten. Nach dem „grauſam ſüßen“ „letzteſten“ Kuß hat ſie ein Wiederſehen verſprochen. „Lauſchend begierig“ liegt nun der arme Liebhaber auf der Lauer, und wer nicht kommt, iſt ſie. „Erſtaunt erzürnt“ ſieht er ſich getäuſcht, und muß er da nicht „eiferſüchtig“ werden? Mit „Donnerſtimme“ macht ſich ſein „Liebetoben“ Luft, und ſchon denkt er an den „Trauer-Scheidbrief“. Freilich

der „Schaukelkahn der ſüßen Torheit“ läßt uns ſo leicht nicht los. Dem Wiederſehen iſt noch manches „Wieder-Wiederſehen“ gefolgt, und mancher „Abendkuß, ein treu verbindlich Siegel“, hat das „Seelenband“ „götterbekräftigt“. Bis ihm endlich das „Liebesgeſtirn“ der „Brautnacht“ aufgeht und der „Wutbegier“ ſeiner „Liebeswut“ in „Liebeſtammelns Raſerei“ Erfüllung bringt. Im „myſtiſch heilgen Schimmer“, im „Weihrauchswirbel“ ladet der „Flaumenſchoß“, die „lieberwärmete Stätte“ des „Schlafgemachs“ zu „ſtillgeſellgen Stunden“ und „beſcheiden weiſe“ zieht der „Flügelbube“ den Vorhang über die „Wonneſtunden“ der „Liebesnacht“. So leben ſie „heimlich glücklich“, bis ein „Neulebendiges“ ſich ankündigt, bis ein „Erſtlingskind“ ihren Bund beglückt. Und für immer bleiben ihnen „heilig klar“ die „klar beweglichen“ Erinnerungsbilder ihrer Liebe mit „Flammenſchrift“ ins Herz geſchrieben.

Nun fordert der „Tageswille“ ſein Recht am Manne und weiſt ihn auf die „Muſterkarte“ von Berufen: Tag und Nacht ſauſen die „ſinnbegabten“ Hämmer Vulkans, „irrgänglich klug“ legt der Feuerwerker ſeine Minen, der Philolog treibt „ſcharfſinnige“ Forſchung, im „Dämmerlicht“ der Spiegel arbeitet der Phyſiker und das „Liebewerk“ des Dichterphiloſophen zieht „Still Verborgnes“ ans Licht. Nun gar erſt der „Martismann“! Er bleibt nicht immer bloß in der Kaſerne, wo ihn ſchlimmſtenfalls ein „branntweinger Korporal“ „Profoßen-Brot“ eſſen läßt. Als „gefahrgewohnter“ „Kriegsgeſelle“ muß er hinaus aufs „Schlachtgefilde“, wo ſich in „Schlachtfeldwogen“ „der Erdbeherrſcher wilde Heeresgluten“ ergießen. „Siegdurchglühte Jünglinge“ ſtürzen ſich in die blitzenden „Waffenwogen“. „Gewaltſam treffend wirkt“ „Musketenblei“, und mancher wälzt ſich in „Todesblut“. Aber er iſt

der „Tränenwut“ „rachglühender“ Kameraden ſicher, und ihre „Tränen-Totenehr“ iſt ſein ſchönſter Lohn.

Nur darf er im Strudel der geſchäftigen „Lebenswelle“ nicht ganz verſinken. Der „Feuerflug“ ſeines Geiſtes, die „Himmelsglut“ des Prometheus muß ihn über die „bangen Erdgefühle“ der „Erdentröpfe“ erheben, die zeitlebens im „Froſchpfuhl“ ſtecken bleiben. Da iſt es die Phantaſie, die, dem Menſchen „mit Himmelsband“ verbunden, jeden in ihren „Zauberwald“ entrückt, den ihre „Mondesblicke“ trafen. „Roſenbekränzt“ ſaugt ſie mit „Bienenlippen“ Honig aus allen Blüten. Darum ſind die Künſtler, die der Genius mit „Hüterfittichen“ bedeckt und mit „Feuerflügeln“ über „Deukalions Flutſchlamm“ hebt, daß ſie „göttergleich“ „wie mit Blumenfüßen“ wandeln, nicht nur die Hüter der „Kunſtgebühr“, ſondern damit auch für das ganze Leben „Haltungs- und Ausdrucksmeiſter“, Menſchheitsführer. Und zwar alle gleich. Mag nun die „ſchlanke Götterbildung“ eines „altgriechiſchen“ Tempels ſich in der Natur als „des Meiſterſtücks Meiſterſtück“ erheben, oder der Maler uns in ſeinen „Griffelſpielen“ „Zauberſpiegel“ vorhalten, mag die Muſik uns auf „Engelsſchwingen“ emportragen oder „ſinnreich ſchnell“ der Kuliſſenmeiſter auf dem „Wunderbau“ ſeines „Brettgerüſts“ uns mit ſeinem „Zauberſtab“ eine ganze „Flitterwelt“ erſtehen laſſen, daß unter dem „Schattenvolk“ der Weißlingen „mit Weitnaslöchern und Stützleinbart“ leibhaftig über den „Lattenbau“ ſtolziert, wie der Zauberer aus „Lumpenhüllen“ ſich ſeinen Diener ſchuf. Vor allem aber ſind es die „himmelreinen Luftgefilde“ des Parnaß, wo uns die Welt im Schleier der Dichtung „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit“ entgegenleuchtet. „Götterſöhne“ ſind die Dichter und haben „Götterwürde“. Durch „Götterſchläge“ entlocken ſie ihren „Zauberſaiten“ Töne von „Götterwert“. Ihr „Zauberwort“

iſt aller „traurig heitren Töne“ mächtig. Bald bringt ihr „freudeklingend Saitenſpiel“ der Geliebten ein „Liebesopfer“, wie wir ſie von dem „blumenglücklichen“ Anakreon, von dem „Honig lallenden, Blumen ſingenden“ Theokrit kennen. Bald vertiefen ſie ſich im „Niedrig Schrecklichſten“, bald flechten ſie dem Genie die „Ehrenkrone“. „Der zwölf durchlauchtigen Frauen Ehrenſpiegel“ iſt ihnen ein ſo würdiger Gegenſtand wie „der zwölf Tyrannen Schandenport“. Einmal wenden ſie ſich wie „die neupoetſchen Katholiken“ der Romantik zu, verfallen wohl auch der „Sonettenwut“ und üben ſich in den „Silbeſpielen“ dieſes „ſprachgewandten Maßes“. Dann ſatteln ſie gar vom Pegaſus auf einen „Ludergaul“ um und ergehen ſich in Knittelverſen. Immer aber müſſen ſie „ein kräftig rein Beſtreben“ bewahren, ſonſt wird ſich Apollens „Fürſtenblick“ von ihnen wenden und „neidgetroffen“ auf der unerſchöpflichen Schaffenskraft der Natur verweilen.

Mit dieſem Überblick über die Goetheſche Wortzuſammenſetzung, der rein ſprachlich betrachtet ſein und durchaus nicht etwa einen Abriß Goetheſcher Lebensanſchauung bedeuten will, wenn er auch möglichſt in ſeinem Sinne gehalten wurde, haben wir den Schlußpunkt und zugleich den Höhepunkt ſeiner impreſſioniſtiſchen Sprachkunſt erreicht. Es möchte manchem gewaltſam erſcheinen, daß wir ihre Beſtandteile in nahezu allen goetheſchen Spracheigenheiten geſucht und gefunden haben. Aber da ſie bei Goethe, wie geſagt, keine bewußte „Richtung“ darſtellt, die mit einem beſonderen, klar ausgebildeten Werkzeug arbeitet, ſondern nur die Anbahnung einer neuartigen Sprachauffaſſung überhaupt, mußte ſie, ſo ſchwach ſie im einzelnen betont ſein mag, dafür im Ganzen überall nachweisbar ſein. Zudem iſt gerade der Umfang der „Goetheſchen“ Beſonderheiten ein ſprechender Beweis für das Impreſſioni-

ſtiſche ſeiner Sprache. Überall iſt ſie aus dem lebendigen Augenblick geboren, der ihr in raſtloſem Formtrieb den letzten, bündigen Ausdruck abringt, abtrotzt. Die Sprache, wie er ſie fand, war ihm immer ein Fremdes, Vorgedachtes, das gerade ſeinen beſten, wahrſten, tiefſten Abſichten Gewalt antut, weil es aus dem Individuellen, ſchlechthin Einzigen ſeiner Konzeption hinausführt in gegebene Formen von Marktgeltung. Bei keinem Dichter erſcheinen darum die Worte wieder ſo bis zur Einſchmelzung durchglüht, ſo umgegoſſen neu wie bei Goethe, weil auch keiner wie er ſo leidenſchaftlich das Unzulängliche der Sprache, ihre konventionelle Gedankenfälſchung erfahren hat. Er, der größte Sprachſchöpfer vielleicht, den wir haben, hat in dem vielverdachten und -mißverſtandenen Epigramm reſignieren müſſen:

Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meiſterſchaft nah:
Deutſch zu ſchreiben. Und ſo verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem ſchlechteſten Stoff leider nun Leben und Kunſt.

Freilich iſt Goethe, der glückliche Dichter, ſelber der lebendige Beweis dafür, daß, „wer immer ſtrebend ſich bemüht", auch hiervon Erlöſung findet. Und wenn die vorliegende Arbeit einen beſcheidenen Beitrag zu dieſer Erkenntnis leiſtete, ſieht ſie ihren Gewinn erreicht. Zur Schönheit der Goetheſchen Sprache konnte und wollte ſie nicht führen. Die will im Ganzen ſeines Werks genoſſen ſein, auf das wir darum unſere Leſer nachdrücklich verweiſen. Wir tragen damit nur eine peinlich empfundene Schuld ab. Denn wir haben den Leſer gleichſam hinter die Kuliſſen des Goetheſchen Sprachtheaters geführt und ihm die Illuſionsmaſchinen ſeiner gewaltigen Bühnenphantaſie gezeigt. Und wie der Theaterdonner nicht gerade an Wirkung gewinnt, wenn uns dabei das „Klapperblech" einfällt, ſo möchten auch unſere Leſer nur eine Ernüchterung davon-

getragen haben. Nun haben wir das ſchlechte Gewiſſen des Schmetterlingſammlers, der mit Skalpell und Nadel der Schönheit zu Leibe und nur leider auch ans Leben ging. Darum ſchließen wir mit einem Worte Goethes, das wie eine Perle aus dem Kronſchatz ſeiner milden Weisheit leuchtet, und legen es allen Leſern ans Herz:

Und wenn wir unterſchieden haben,
Dann müſſen wir lebendige Gaben
Dem Abgeſonderten wieder verleihn
Und uns eines Folgelebens erfreun!